10/1986 PREIS 0,80

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Computer im Ofen

Thüringer Spezialitäten aus Zella-Mehlis für KAMAS und Ladas

Am Kilometer Null

Helikopter-Visite an der BAM

Wo der Lotos blüht

Mandelaugen, süße Bäume und harter Reis
FW-Reporter waren im kampucheanischen Dorf Kandal

★ Inhalt

Volkswahlen am 8. Juni: Alles für die Interessen der Bürger, für das Wohl des Volkes,

Reportage
Wo Computer schwitzen – Elektronik aus Zella-Mehlis **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Städtischer Nahverkehr **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wir sind im Bilde
Abschluß der Leseraussprache zum XI. Parteitag der SED **Seite 16**

Völkerschaften
Reise durch Kalmykien 1931 **Seite 18**

Wissenschaftspolitik
Interview in Moskau mit Professor Welichow **Seite 22**

Tourismus-Brevier
Besuch im Freiluftmuseum Pirogowo **Seite 24**

Memoiren
Erinnerungen eines Revolutionärs **Seite 26**

Serie
Tatsachen, Hintergründe, Personen aus der Geschichte der Abrüstung **Seite 28**

Das Gesicht
Christine Schorn, Schauspielerin am Deutschen Theater Berlin **Seite 30**

Leseraussprache
Stammkundschaft – Sowjetliteratur **Seite 32**

Erzählung
Arkardi und Boris Strugazki: Der Jäger **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Das Tierhäuschen **Seite 40**

In memoriam
Valentin Katajew **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Reisenotizen
BAM-Inspektion per Hubschrauber **Seite 46**

Kampuchea
Bei den Reisbauern im Dorf Kandal, westlich der Hauptstadt Phnom Penh **Seite 50**

Titelfoto:
Alfred Paszkowiak fotografierte in Kampuchea den kleinen Kham

Redaktionsschluß für dieses Heft: **5. 5. 1986**

Steine reden... Ich bin einer vom Bau und verstehe ihre Sprache. Die kahle Ziegelwand in der Oranienburger nahe der Friedrichstraße spricht nicht, sie schreit. Ich war nur wenig älter als die drei Mädchen, die da lachend vom neuen Nikolaiviertel herüberkommen. Damals nahmen mir die Nazis die Maurerkelle. Und ihr Regime – es hat in der Geschichte meiner Heimatstadt am wenigsten für das Volk gebaut, aber fast alles zerstört – drückte mir eine Knarre in die Hand. Später schrieben wir an alle Wände, die stehengeblieben waren, was wir dachten... Als unsereins das Sagen bekam, die Tischler, die Zimmerer und die Dachdekker, konnte ich endlich wahrmachen, was ich schon immer wollte: Bauen! Jedem, der arbeitet und gearbeitet hat, eine billige, aber gute Wohnung. Und es lohnt, den Wecker auf vier zu stellen. Ich muß immer der erste auf dem Bau sein. Warum? Früher da sein, heißt besser in Takt kommen. Für mich als Taktstraßenleiter ist das doppelt wichtig. Schließlich habe ich als Abgeordneter in der Stadtverordnetenversammlung unserer Hauptstadt auch dafür gestimmt, die Wohnungsversorgung zu verbessern.

Und das ist ein wesentlicher Punkt unseres Wahlaufrufs. Also: besserer Takt, mehr Räume. Und Qualität! Ein Punkt, der mich manchmal ärgert, denn in den Korb voll guter Leistungen „rutscht" mitunter noch eine „Vier" hinein. Anstatt Mängel bei der Wohnungsübergabe gar nicht erst abzunehmen, werden sie gelegentlich „protokolliert". Für die Beteiligten zwar sehr bequem, aber ich, auch als Abgeordneter, muß es ausbaden. Dabei kann man immer zu mir kommen, der direkte Weg ist auch bei mir der kürzeste. Zum Glück überwiegen in meinem Abgeordnetendasein die angenehmen Seiten. Neulich, ein Anruf aus der Jacques-Duclos-Straße: „Hallo Heinz! Komm doch Sonnabend zu uns, und bring deine Frau mit. Vor zehn Jahren sind wir eingezogen. Das wollen wir feiern..." Meine Jacques-Duclos-Straße. Schon wieder zehn Jahre ist das her. Wie die Zeit vergeht... Leninplatz, Marzahn, Hohenschönhausen, Hellersdorf. Bin schon ganz schön herumgekommen. Die Rathauspassagen, an denen ich mitbaute, nicht zu vergessen. Eine Lust, heute hier zu bummeln. Ich sehe das neue Haus, das gute Wort, die jungen Leute und denke: Das ist unsere Handschrift.

Fotos: V. Hohlfeld

Handschriften

Gedanken zu zwei Bildern von Heinz Ritter, Stadtverordneter, Taktstraßenleiter im Wohnungsbaukombinat Berlin, Träger des Karl-Marx-Ordens

„Kampf gegen den internationalen Terrorismus“

von Karl-Eduard v. Schnitzler

Tiefes Unbehagen rufen das amerikanische Kriegsverbrechen an Libyen und Washingtons Mordversuche an Ghaddafi auch in Westeuropa hervor. Daran ändert sich auch nichts, wenn der eine oder andere „Verständnis für Washingtons Reaktion“ beteuert.
Mit dem Terrorismus verhält es sich etwas anders als mit dem alten Streit, ob erst das Huhn da war oder erst das Ei. Da gibt es solche, die üben individuellen Terror gegen Unschuldige, sprengen Flugzeuge, bringen Menschen ums Leben, töten Geiseln oder solche, die tanzen wollen und sich des Lebens freuen. Das ist verbrecherisch, und jeder anständige Mensch verabscheut, verurteilt und bekämpft es.
Aber da sind dann solche, die zünden nukleare Versuchsladungen zur Vernichtung der Menschheit und glauben, andere Staaten damit terrorisieren zu können. CIA-Morde betrachten sie als politische Argumente, mörderische Luftüberfälle auf die unschuldige Bevölkerung eines kleinen Landes als „Selbstverteidigung“. Gleichzeitig inszenieren sie ihrerseits Anschläge, um dann laut „Haltet den Dieb“ zu schreien und zu einem „Kampf gegen den internationalen Terrorismus“ aufzurufen.

Ihr eigener Staatsterrorismus: gegen Nordkorea, Vietnam, Laos und Kambodscha; gegen Grenada, Nikaragua, Libanon und Libyen. Andere ahmen den „großen Bruder“ nach: gegen Ägypten, Jordanien, Syrien, Libanon; mit Morden in Sabra und Shatila, mit Luftterror gegen Tunis; mit terroristischen Überfällen auf Angola und Moçambique. Was die Batista und Duvalier unter amerikanischem Schutz trieben, was Botha, Pinochet, Duarte oder die sogenannten Contras treiben: es ist blanker Terrorismus.
Wohlgemerkt: alles gegen den Mord an Unschuldigen! Alles gegen Flugzeugentführungen, Geiselnahmen und Sprengstoffanschläge. Aber dann, bitte, nicht unter dem Vorwand eines „Kampfes gegen den internationalen Terrorismus“: Kampf gegen PLO und ANC, SWAPO und FMLN, gegen Nikaragua, Syrien, Irak und Iran. Oder gegen Libyen.
Der Präsident des Hamburger Verfassungsschutzamtes, Lochte, gab zu Protokoll: Man verfüge über keinerlei Beweise, die es zulassen würden, eine eindeutige Schuldzuweisung in Richtung Libyen zu machen; „ich muß darauf verweisen, daß eine solche voreilige Schuldzuweisung hinsichtlich der beiden Anschläge um die Jahreswende auf die Flughäfen in Wien und Rom, da war Libyen auch sofort verantwortlich gemacht worden, daß sie sich als nicht richtig erwiesen haben“. Oder Wischnewski von der SPD-Führung: „Ich kann doch nicht damit einverstanden sein, daß irgendwo ein Krieg angefangen wird, ohne daß der geringste Beweis dafür vorliegt, daß überhaupt das Richtige getroffen wird. Ganz sicher ist es absurd für jeden Kenner des Nahen Ostens, auch nur den Eindruck zu erwecken, als sei Libyen die Keimzelle der Gewalt.“
Als ob es keine CIA gäbe – mit gezielten Gerüchten, gefälschten Zahlen, Morden und Mordversuchen und immer Vorwände liefernd für irgendwelche friedens- oder menschenfeindlichen Entscheidungen. Der lange CIA-Arm in anarchistische, chaotische, neonazistische, terroristische Kreise jeder Couleur ist geschichtsnotorisch.

Terrorismus ist die Methode von Kolonialismus, Kapitalismus, Imperialismus, Faschismus, Zionismus – seit altersher. Und seit altersher wehren sich die Menschen: mit tauglichen, legalen, moralisch-berechtigten Methoden des Widerstands; aber auch – verzweifelt, irregeleitet, unwissend, provoziert, keinen Ausweg sehend und ohne Glauben an die Zukunft – mit verwerflichen, verbrecherischen Methoden, die ihrer eigenen Sache schaden und von den imperialistischen Staatsterroristen schamlos mißbraucht werden.
Jetzt sagt man „Libyen“ und meint Nikaragua. Eine Westberliner Disko wurde in die Luft gesprengt. Das sollte historische Fakten und Erinnerungen wachrufen. Kaiserliche Polizei ließ einst einen Agent provocateur Unter den Linden auf Wilhelm I. schießen: das Sozialisten-Gesetz war fällig. Ein anderer Kaiser machte mit einem Kanonenboot („Panther“-Sprung nach Agadir) in der nordafrikanischen Region imperialistische Politik. Den Vorwand für den I. Weltkrieg lieferte der Mord in Sarajewo. Hitler steckte SS-Leute in polnische Uniformen und ließ sie den „Reichssender Gleiwitz“ überfallen, um eine „Begründung“ für den Kriegsbeginn gegen Polen zu schaffen. Es war Washington, das im Golf von Tonking einen „vietnamesischen Angriff auf den amerikanischen Zerstörer ‚Maddox‘“ erfand, um sich das „Recht“ anzumaßen, Nordvietnam zu bombardieren.

Je mehr die Waffentechnik fortschreitet, um so bedenklicher wird bedenkenlose Schießfreudigkeit. Hemdsärmeligkeit mag beim Holzfällen angebracht sein; in der Außenpolitik ist sie im nuklearen Zeitalter fehl am Platz, weil lebensgefährlich.

Es zeichnet Washingtons „Buhmann“ Ghaddafi wie Reagans „Reich des Bösen“ aus, mit welcher Besonnenheit in Moskau wie in Tripolis reagiert wurde. Es ist gut zu wissen, daß einige westeuropäische Staaten das Überfliegen von Terrorbombern verboten haben; daß sich einige halbherzig, Griechenland zur Gänze dem Erpressungsversuch widersetzt haben, ernsthafte „Maßnahmen“ gegen Libyen zu ergreifen. Sogar im Fernsehen der BRD fühlte sich ein Kommentator – ein weißer Rabe, leider – zu dem Hinweis verpflichtet, Reagan müsse über „kurz oder lang wieder als Vertreter einer politischen Großmacht handeln“.

Betriebsdatenterminals in der Wärme-Prüfkammer. Wo Computer schwitzen – so könnte man das Foto auch überschreiben. Bald werden sie als Teil eines CAM-Systems Ladas und KAMAS-Lastwagen produzieren helfen. Dazu müssen sie ebenso feinnervig wie robust sein; die ihnen eingegebene Intelligenz darf weder durch Hitze, Staub noch Nässe Schaden nehmen. Jenen Satz aus der neuen Fünfjahrplandirektive im Ohr, in dem es heißt, daß Hochtechnologien, insbesondere Schlüsseltechnologien, beschleunigt die Leistungskraft unserer Volkswirtschaft steigern sollen, fuhren FW-Reporter Fritz Jahn (Text) und Lothar Willmann (Fotos) unmittelbar nach dem XI. Parteitag der SED zum VEB Robotron-Elektronik Zella-Mehlis. Die Forschungsingenieure, Programmierer, Mechaniker und Lehrlinge, denen sie dort begegneten, sind oder werden in zunehmendem Maße

SCHLÜSSEL
MACHER
SCHLÜSSEL
MACHER
SCHLÜSSEL
MACHER
SCHLÜSSEL
MACHER
SCHLÜSSEL
MACHER
SCHLÜSSEL
MACHER

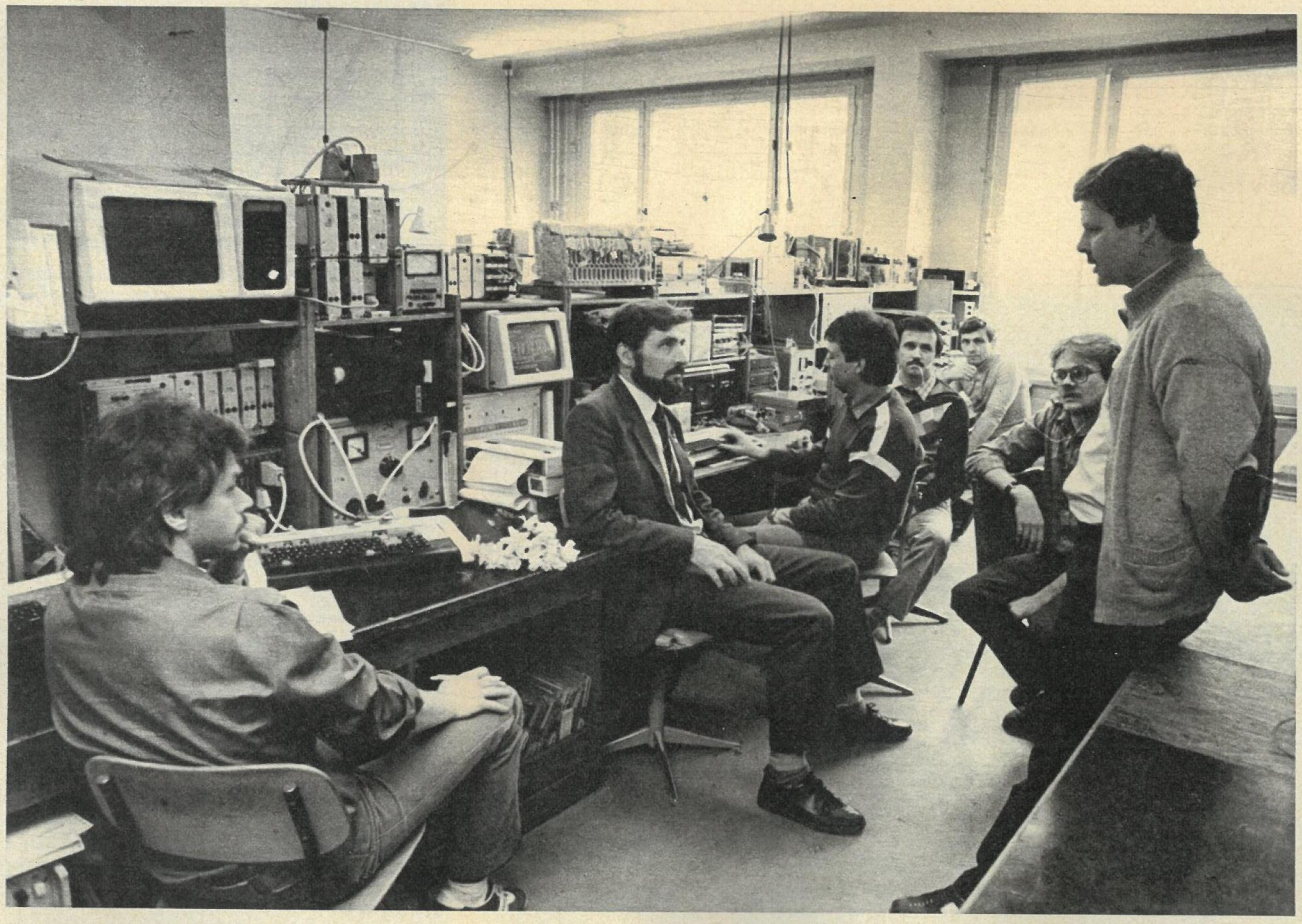
Wir überholten sie auf der Autobahn in der Höhe von Weimar. Drei Busse, numeriert, Suhl 1, Suhl 2, Suhl 3, in einem davon unser Mann. Vorneweg Verkehrspolizei. Kostbare Fracht – Erfahrung, Wissen, Ideen, Schwung –, das braucht grünes Licht und freie Fahrt.

Blumen, Blasmusik und bunte Ballons – Volksfesttrubel beim Empfang der Parteitagsdelegierten auf dem zentralen Platz der Bezirkshauptstadt, Kammertonatmosphäre nächsten Morgen im Zella-Mehliser Labor. Nun ist er wieder bei den Seinen, der Wendelin Simonis, Direktor für Forschung und Entwicklung, Delegierter, mit dem wir uns kurz vor Ende des Parteitages in Berlin verabredet hatten (FREIE WELT 9/86: „Bis bald, Genosse Direktor!"). Nun möchte er, angefüllt von Eindrükken, loslegen, kaum daß er seinen Blumenstrauß beiseite gelegt hat.

Jürgen Adner, Gruppenleiter in der Forschung und Entwicklung, verhindert es: Laß u n s erst mal, Wendelin ... Sie wollten ihn nicht nur formal willkommen heißen, sie hätten den Parteitag genau verfolgt und bereits erste Schlußfolgerungen gezogen. Von der Weiterentwicklung des Betriebsdatenterminals entsprechend den Wünschen der sowjetischen Kunden ist die Rede. Von Übertragung per Lichtleiterkabel, materialeinsparend und sehr störunempfindlich, erstes Labormuster im Rahmen einer Neuerervereinbarung bis zum 37. Jahrestag der DDR. Von der Bereitschaft der ganzen Truppe, sich für die neue Generation von Geräten zu erwärmen, jeder persönlich und auf Lehrgängen. Logisch doch: Wer Technik für CAD/CAM produziert, sollte CAD/CAM im eigenen Hause nutzen ...

Als der Termin „7. Oktober 1986" im Raum steht, zieht der Forschungsdirektor die Augenbrauen hoch. Das ist Musik in seinen Ohren. Noch vor der Abreise zum Parteitag hat er mit Jürgen Adner gestritten, die Entwicklungsgruppe wollte mehr Zeit. Schwachstellenprüfung, Zuverlässigkeitstests, Materialbereitstellung – viel ist zu tun, bis ein neues Gerät in Serie gehen kann. Wendelin Simonis freut sich. Sie haben's verstanden, es muß sein! Schneller – und um keinen Deut schlechter. Ein guter Einstieg für den Parteitagsdelegierten, der jetzt an der Reihe ist mit Beobachtungen und Trendeinschätzungen, Neuigkeiten aus Beratungssaal und Foyer-Disputen.

Wir hingegen wollen uns an dieser Stelle zunächst ausblenden. Unter anderem deswegen, weil diese jungen Leute mit ihren wachen Gesichtern und individuellen Bärten, in Fahrt gekommen, eine Sprache sprechen, die dem Nichtfachmann



Gerade vom Parteitag zurückgekommen: Direktor Wendelin Simonis (mit Bart) bei einer ersten Auswertung im Bereich Forschung und Entwicklung (Foto links).

SCHLÜSSEL MACHER

bisweilen die Haare zu Berge stehen läßt. Nehmen wir einmal an, ich schleuderte einem meiner Zella-Mehliser Gesprächspartner diesen Satz ins Gesicht: „Elemente des Betriebssystems KOKOS sind ein MB-Kassetten-Datei-Verwaltungssystem (DATTEL), ein komfortabler BASIC-Interpreter, ein BDT-Programmier-Editier- und Ladesystem (EIBE) sowie eine Reihe von sinnvollen Konvertierungs- und Kommunikationsroutinen." Er würde mich freundlich ansehen, so als hätte ich ihm mitgeteilt, daß die Buchen um die Berggaststätte Geißenhimmel heuer wieder ein irres Frühlingsgrün trügen, und ohne zu zögern antworten: „Ach, Sie sprechen von der Software unserer konfigurierbaren Datenstation K 8915, da hätten Sie aber nicht erst im Prospekt nachzuschlagen brauchen, das hätte ich Ihnen gleich sagen können."

Nein, wir wollen uns da lieber an die bereits erwähnte Fünfjahrplandirektive halten, in der unter dem Stichwort Mikroelektronik für alle kund und zu wissen steht:

„Mit den 1985 produzierten Erzeugnissen wurden wichtige Voraussetzungen für die Produktion des 1-Megabit-Speichers geschaffen. Mit der nächsten Gerätegeneration, die in Vorbereitung des XI. Parteitages in Angriff genommen wurde, wird den Anforderungen der Bauelemente-Industrie auf einem fortgeschrittenen internationalen Niveau zu Beginn der 90er Jahre Rechnung getragen. Damit sind Ausrüstungen für das 4-Megabit-Speicherniveau zu schaffen." Und weiter unten, nachdem von der bis 1990 zu erfolgenden Inbetriebnahme von 85 000 bis 90 000 CAD/CAM-Arbeitsstationen, 160 000 bis 170 000 Büro- und Personalcomputern, 1900 bis 1950 Kleindatenverarbeitungsanlagen sowie 660 bis 670 EDV-Anlagen geschrieben wurde, weiter unten lesen wir dann: „Es sind hochleistungsfähige Ingenieurarbeitsstationen auf der Basis von Rechnern mit hoher Verarbeitungsbreite zu schaffen, eine leistungsfähige Speichertechnik zu entwickeln und grafische Ein- und Ausgabegeräte zur Verfügung zu stellen."

Innerhalb dieses weitgesteckten Programmes fällt dem VEB Robotron-Elektronik Zella-Mehlis eine wichtige Teilaufgabe zu. Das bringt Unruhe mit sich, im guten, im kreativen Sinne des Wortes. Nicht nur in den Entwicklungslabors. 60 bis 70 Prozent der Belegschaftsangehörigen, so schätzt man, werden in den kommenden fünf Jahren umlernen oder zumindest weiterlernen müssen, auf Kursen innerhalb und außerhalb des Betriebes. Und so manche Leselampe wird abends länger brennen in den Häusern der fünf Kreise (Suhl, Meiningen, Schmalkalden, Hildburghausen, Arnstadt) und 160 Ortschaften, in denen die rund 4500 Beschäftigten zu Hause sind.

Was nicht heißt, daß sie sich verstecken müßten mit dem, was sie heute schon können. Ganz im Gegenteil, wie das folgende Beispiel beweist.

Wir lehnen uns behaglich im Sessel zurück, schließen die Augen und denken an etwas Schönes, Glänzendes, das von Vater Müller, Meier, Lehmann samstags noch glänzender gerubbelt wird. Richtig, es geht um den geliebten Lada. Wir versetzen uns im Geiste an die Wiege des Gefährts. Eine Halle, groß wie einige Fußballplätze, am Anfang ein mickriges Fahrgestell, das soll unser schmucker Flitzer

Kleines Elektronik-Lexikon

Daten: Allgemeiner Begriff für Signale, die ein elektronischer Rechner verarbeitet. Es ist üblich, von Daten zu sprechen, wenn nicht nur Berechnungen ausgeführt, sondern auch Texte verwendet werden.

Terminal: Datenendplatz. Besteht in seiner äußeren Gestalt im wesentlichen aus einer Tastatur und einer Anzeige mit jeweiligem Zubehör. Das Terminal dient zum Beispiel dazu, den Dialog mit dem Datenverarbeitungssystem zu führen.

Hardware: Baugruppen und Geräte eines Computersystems.

Software: Zur Nutzung der Computer-Hardware benötigt man Programme, die als Software bezeichnet werden. Zur Software gehören aber auch Methoden, Verfahren und Hilfsmittel zur Entwicklung und Nutzung von Programmen, wie Programmiersprachen, Softwaretechnologien und Dokumentationen.

CAD: Computer Aided Design (rechnergestützter Entwurf). Bedeutet rechnergestützte Vorbereitung der Produktion, der Entwicklung, der Konstruktion, der Projektierung.

CAM: Computer Aided Manufacturing (rechnergestützte Produktion). Bedeutet rechnergestützte Steuerung der Produktion, der Rationalisierungsmittel, der Prüfmittel, der NC-Programmierung.

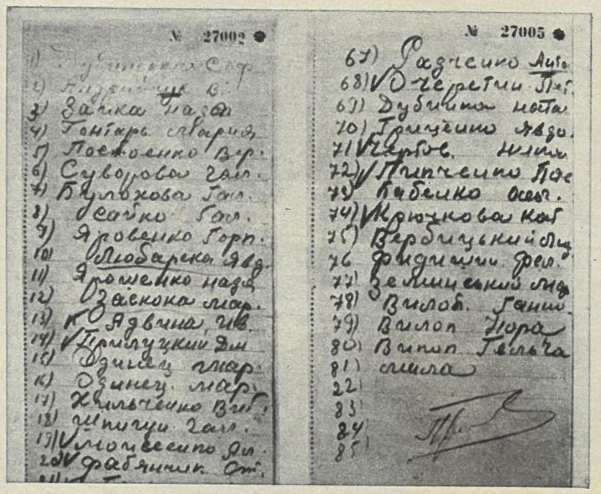
CAD/CAM: Schlüsseltechnologie, mit der hohe Produktivität erreicht wird. Bei Gebrauch dieses Begriffes wird unter CAD die Rechnerunterstützung im gesamten Vorfeld der Fertigung in den Bereichen Konstruktion/Entwicklung und Technologie/Fertigungsplanung, unter CAM die rechnergestützten Tätigkeiten in Fertigung und Montage verstanden. Die Abgrenzung von CAD und CAM ist fließend und wird von konkreten betrieblichen Bedingungen geprägt. Entscheidend ist jedoch nicht die Abgrenzung, sondern die Integration der rechnergestützten Bereiche beziehungsweise Tätigkeiten.

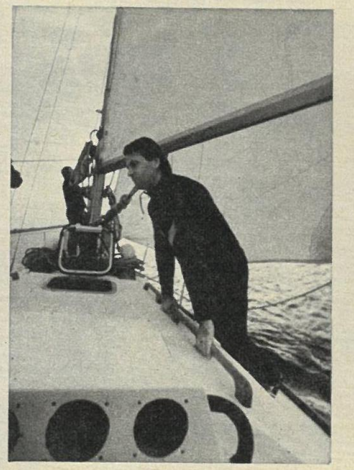
bit: Maßeinheit für den Informationsgehalt. 1 bit entspricht dem Informationsinhalt von zwei möglichen Ereignissen („ja"–„nein", „richtig"–„falsch", „1"–„0"). Höchstintegrierte mikroelektronische Speicherschaltkreise gestatten die Speicherung von 1 Megabit (= 1 Million bit) auf wenigen Quadratmillimetern Fläche.

Hochtechnologie: eine Technologie, die auf einem oder mehreren wissenschaftlichen Gebieten (Chemie, Physik, Biologie) den fortgeschrittensten Wissensstand umsetzt und zur Anwendung bringt, um damit Produktionssteigerungen in der Volkswirtschaft zu erzielen, die mit den bisher bekannten Methoden nicht möglich sind. Typisch für Hochtechnologien ist, daß gerade das Zusammenwirken verschiedener Wissensbereiche den hohen Effekt bringt. Dabei geht es beispielsweise um chemische Prozesse, die nicht von Hand, sondern nur mit Hilfe modernster Rechentechnik gesteuert werden können, oder um Probleme der Präzisionsmechanik, die ohne Anwendung von Lasertechnik unlösbar wären.

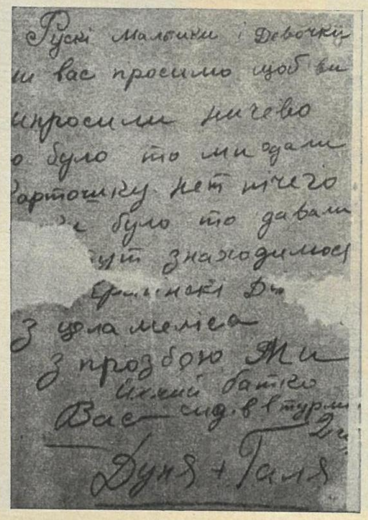
Rechts oben: Antje Palesch, Mechaniker für Datenverarbeitung, in der Leiterplattenprüfung des Meininger Zweigwerkes. Darunter: Arbeitsgemeinschaft der besten Lehrlinge unter Leitung von Lehrer Manfred Gottschalt im Computer-Kabinett der Betriebsschule bei der Ausbildung am Kleinrechner. Weitere drei solcher Arbeitsgemeinschaften stehen interessierten Jugendlichen offen. Der Wunsch, sich auch außerhalb der Arbeitszeit mit moderner elektronischer Technik vertraut zu machen, ist groß.

1943 – Liste sowjetischer Mädchen, die als Zwangsarbeiterinnen in der Rüstungsproduktion der Mercedes AG ausgebeutet wurden.





1945 – An eine Tür gehefteter, für die einrückenden sowjetischen Soldaten bestimmter Zettel, auf dem die Mädchen Dunja und Galja ihren Landsleuten mitteilen, daß ihnen von antifaschistisch gesinnten Bewohnern dieses Hauses geholfen worden ist.



September 1985 – Robotron-Delegation vor dem Dimitroffgrader Autobaugruppenwerk, in dem ein Symposium zum Thema „Robotron-Technik in der sowjetischen Automobilindustrie" stattfand.

In einem Boot: Rolf Endter, erster Stellvertreter des Betriebsdirektors, mit seinem sowjetischen Gastgeber.

Nach der Segelpartie sowjetisch-deutsches Picknick mit Fischsuppe auf einer Insel des Flusses Tscheremschan.

SCHLÜSSEL MACHER

sein? Gemach. Der Embryo trägt eine Magnet-Kennkarte bei sich. Die zieht ein werktätiger Mensch ganz kurz durch den Leseschlitz eines mit Folientastatur und Leuchtanzeige versehenen Gerätes – und schon ist der Blechkamerad wie elektrisiert. Sagt, über Zwischenstationen, dem zentralen Rechner ganz oben, daß da unten am Anfang des Fließbandes ein häßliches Gestell bittet um Autowerdung, kein Auto schlechthin, sondern ein ganz bestimmtes, ein Kombi in diesem Fall mit Radio und Radialreifen und roter Farbe und dergleichen Wünschen mehr. Gut, denkt der zentrale Rechner, da werden wir ihm als erstes mal die entsprechende Karosse verpassen. Und die senkt sich dann genau zum richtigen Zeitpunkt an der richtigen Stelle herab. Wie der Motor und die Räder, und auch in der Lackiererei sieht man rot und nicht etwa blau, denn an jeder Station, die das Auto bei seiner Geburt durchläuft, wacht an der Seite des Operateurs so eine elektronische Hebamme, die im ständigen Dialog mit ihrem elektronischen Obervorgesetzten steht und ihm nicht das geringste verschweigt, auch Ausfälle nicht und Stillstandszeiten. So weiß der zentrale Rechner am Abend ganz genau, was der Tag gebracht hat, wieviel produziert wurde, was an Material verbraucht worden ist und im Lager wieder aufgefüllt werden muß, welche Havarien es gab, wo Schwachstellen sind in der Produktion, man muß ihn nur fragen. So etwa darf man sich, stark vereinfacht, die Wirkungsweise der Betriebsdatenterminals aus Zella-Mehlis vorstellen, die mit einem zentralen Rechner sowjetischer Produktion gekoppelt werden.

Jetzt, wo es vor Aufträgen nur so raschelt im Karton, wenn dieses ganz und gar unelektronische Bild gestattet ist, kann man es ja ruhig sagen: Die Zella-Mehliser taten sich jahrelang schwer mit dem SU-Export. Bis sie, im Zusammenhang mit den verstärkten Bemühungen um Intensivierung in der UdSSR-Wirtschaft, auf den Gedanken kamen: Die sowjetische Automobilindustrie mit ihren enormen Steigerungsraten und Effektivitätsbestrebungen – das wäre doch ein Feld für uns! Gesagt und mit Einsatz, Konsequenz und Pfiffigkeit getan. Den Anfang machte das Dimitroffgrader Autobaugruppenwerk DAAS, ein 15 000-Mann-Betrieb, der Teile für Togliatti zuliefert, unter anderem Vergaser. Während sie in den Zella-Mehliser Labors noch an den Mustern feilten (pardon, schon wieder so ein veraltetes Tätigkeitswort), wurden die ersten Betriebsdatenterminals bereits in der sowjetischen Praxis getestet. Das gab wertvolle Hinweise, das verkürzte die Entwicklungszeit auf knapp zwei Jahre von der Idee bis zur Serienreife, ein Ergebnis, mit dem alle zufrieden waren, nicht zuletzt der sowjetische Kunde.

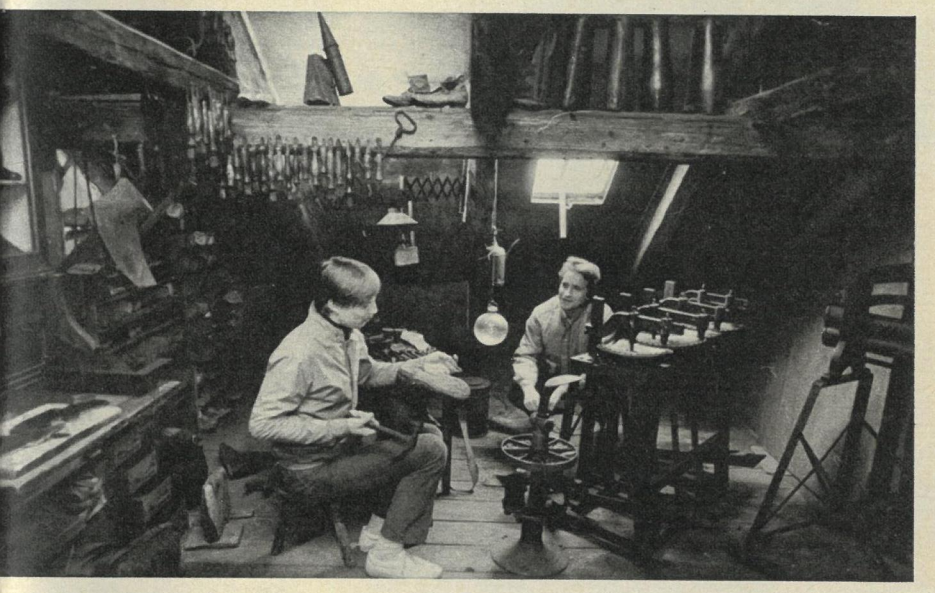
Natürlich wollte keiner die Katze im Sack kaufen. Vertreter der verschiedensten Autohersteller des Landes reisten im Spätsommer 1985 nach Dimitroffgrad zum Robotron-Symposium an. Der gastgebende Werkleiter muß wohl ein bißchen ins Schwärmen geraten sein, als er von seinen Zella-Mehliser Neuerwerbungen sprach, jedenfalls blickte er in einige skeptische Gesichter. Was soll ich viel reden, sagte er, kommt mit in meinen Betrieb, seht's euch doch selber an. Damit war der Bann gebrochen.

Gegenwärtig ist Zella-Mehlis dabei, die bei Errichtung des Autowerkes in Togliatti eingebauten, inzwischen veralteten Terminals des italienischen Konzerns Olivetti abzulösen. Ein Auftrag, der den Thüringern nicht in den Schoß gefallen ist, dem harte Leistung und schonungsloser Vergleich mit anderen Anbietern vorausgingen. Freundschaft ist Freundschaft und Ökonomie ist Ökonomie, um so besser, wenn Freundschaft stabilen ökonomischen Boden hat.

Vor wenigen Tagen weilte der stellvertretende Generaldirektor des KamAS-Lastwagenwerkes mit einer Delegation in Thüringen. Er habe einen schönen Traum geträumt, erzählte er schmunzelnd, Robotron habe ihm über Nacht einen Anderthalbtausend-Mann-Betrieb direkt vor die Haustür gesetzt, und dessen Elektroniker produzierten nur für ihn. KamAS hat eine Belegschaft von rund 120 000, Lada in Togliatti eine von zirka 100 000 Beschäftigten. Dimensionen, die den Verantwortlichen im engen Tal des thüringischen Flußbächleins Lichtenau manchmal den Atem ein wenig schneller gehen lassen. Doch ist schon klar, wie es weitergehen muß: Man wird zu beiderseitigem Vorteil mit der Sowjetunion kooperieren bei der Fertigung.

Im Büro von Wendelin Simonis hängt ein Wimpel, geschmückt mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold. Was wir hier machen, ist DSF-Live, sagt Diplomingenieur Wilfried Tasler, sogar in der Familie DSF wie sie „leift" und lebt: Studium in Leningrad von 1972 bis 1978, Ehegattin Jelena von der Newa mitgebracht, sie arbeitet in der Wissenschaftlichen Arbeitsorganisation im Werk, zwei Kinder,

Betriebsdatenterminal und Seriendrucker aus Zella-Mehlis beim Einsatz am Fließband in Dimitroffgrad.



April 1986 –
Spezialisten des KamAS-Werkes aus der Stadt Breshnew auf der Robotron-Schulbank während der Ausbildung als Kundendiensttechniker...

...und im Heimatmuseum spaßeshalber auf einem Zella-Mehliser Schusterarbeitsplatz aus dem vorigen Jahrhundert.

Soeben eingetroffen: Dankschreiben aus Dimitroffgrad.

Dimitroffgrader Autobaugruppenwerk
50. Jahrestag der UdSSR
Vereinigung AvtoWAS

Dimitroffgrad
Uljanowsker Gebiet

Handelsvertretung der DDR
in der UdSSR
Abteilung Robotron

Moskau 117313
Leninprospekt 95 A

Im Dimitroffgrader Autoaggregatwerk "50. Jahrestag der UdSSR" der Vereinigung AvtoWAS ist seit Januar 1985 ein System zur Betriebsdatenerfassung und -verarbeitung auf der Basis eines sowjetischen Rechners CM 4 und eines PÖK BDE des Robotron-Elektronik Zella-Mehlis im Echtzeitbetrieb eingesetzt.

Dieses erste, in der Automobilindustrie eingesetzte System ist das Ergebnis der gemeinsamen schöpferischen Arbeit der Spezialisten vom VEB REZ und DAAS. Durch ihre Anstrengungen konnte das Versuchssystem in ein Produktionssystem übergeleitet werden.

Die Robotron-Technik, wie Betriebsdatenterminals, Datenstationen und Drucker, hat ihre hohe Zuverlässigkeit unter schwierigen Produktionsbedingungen bewiesen.

Das System realisiert die Erfassung von Daten direkt aus dem Produktionsprozeß, ökonomischen Kennziffern und zeichnet sich durch eine schnelle Verarbeitung der Daten und die Möglichkeit des Zugriffs auf Dateien aus, ohne die Daten zu verfälschen.

Die Betriebsleitung des DAAS spricht ihren Dank den Spezialisten von VEB Robotron aus für die hohe Qualität und Zuverlässigkeit der Technik und hofft auf weitere Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Weiterentwicklung der Robotron-Technik für die Automobilindustrie der UdSSR.

Betriebsdirektor S. T. Kwascha

Marika und Anja mit Namen wegen der Parität.
Im Augenblick betreut er 25 Kollegen von KamAS, künftige Kundendiensttechniker. Fast 90 solcher Spezialisten aus verschiedenen sowjetischen Autowerken werden bis Jahresende hier ausgebildet. Der größte Teil wohnt bei Zella-Mehliser Familien, willkommene Gelegenheit, das Leben bei uns kennenzulernen und sich durch thüringische Gastlichkeit ein bißchen verwöhnen zu lassen.
Gemeinsam mit den Männern von KamAS besuchen wir das Heimatmuseum. Bäckermeister Ansorg, der ehrenamtliche Leiter, führt mit Humor und Temperament, so daß allen das Herz aufgeht. Insbesondere, als er in einer Ein-Mann-Schau, bewaffnet mit meterlangem Hirtenhorn, unterstützt von einer Batterie wohlklingender Kuhglokken, bellend den Austrieb einer Herde simuliert. Dem Meister sei gedankt. Auch für die alten Schlüssel, die er unserem Fotografen für seinen Computerverfremdungseffekt auf den Seiten 4/5 auslieh.
Von Erlebnissen ähnlicher Art könnten ebenso jene Robotron-Leute berichten, die zur Arbeit in der Sowjetunion waren. Günter Schwarz von der Marktbearbeitung etwa, wie Zella-Mehliser und Dimitroffgrader gemeinsam darüber tüftelten, die Prozedur des Datenaustausches zu definieren. Auf gut deutsch: Wie sie dafür sorgten, daß der bereits erwähnte sowjetische Rechner mit seinen Zella-Mehliser Kollegen in **einer** Sprache reden kann. Von der Software ging es dann zum Softdrink, und eine Unzahl Pelmeni stand auf dem Tisch, von Hausfrauen- und Hausherrenhand sorglich bereitet.

✦

Gedanke bei der Rückfahrt wiederum auf der Höhe von Weimar: Uns scheint, als sei eine kleine Ewigkeit vergangen, seit wir uns gegen Parteitagsende vorm Palast der Republik verabredeten, seit wir die Buskolonne mit Wendelin Simonis und den anderen Suhler Delegierten hier auf der Autobahn überholten. Wie kommt das? Liegt es vielleicht daran, daß jeden Tag so viel Neues geschieht, ganz wie beschlossen...

Zusatzfotos: Jürgen Adner (4)

Zella-Mehlis, hier ein Blick aus dem Heimat-Museum, Urlauber- und Industriestadt, zeitweilige Heimat auch für Ingenieure und Techniker der sowjetischen Autoproduktion.

Busse verschnaufen zur Mittagszeit. Danach geht's wieder hinaus auf die Straßen, der Berufsverkehr ruft...

400 000 Passagiere fuhren wir im vergangenen Jahr täglich durch die Hauptstadt, hin zur Arbeitsstätte und wieder zurück, an Wochenenden hinaus ins Grüne. 400 000, das sind soviel, wie Potsdam, Gera und Schwerin zusammen an Einwohnern haben. Den über 2100 Werktätigen des Kombinatsbetriebes Omnibus der Berliner Verkehrsbetriebe sind pünktliches und sicheres Fahren, sind Höflichkeit und Sauberkeit Inhalte ihrer Arbeit. Die Auszeichnung unseres Betriebes mit einem Ehrenbanner des ZK vor dem XI. Parteitag hängt damit zusammen. Sie war Lohn guter Leistungen und ist gleichzeitig Verpflichtung, in unseren Anstrengungen nicht nachzulassen. So steigerten wir den techni-

BILDER UND STANDPUNKTE

Busse lassen bitten

schen Einsatzkoeffizienten unserer Fahrzeuge auf internationale Spitzenwerte. Den Ausfall senkten wir von 7,7 Prozent im Jahre 1970 auf 0,19. Das sind umgerechnet 190 Meter auf 100 Kilometer – hart erarbeitet. Rund 560 Busse der bewährten Ikarus-Typen 260 und 280 sind in diesem Jahr in Berlin in Fahrt. 601 Kilometer mißt derzeit unser Liniennetz – vergleichsweise einmal quer durch die Republik. Bei unseren Fahrten nehmen wir täglich den Wandel im Antlitz der Stadt wahr. Busse sind oft die ersten Verkehrsmittel, die unsere Neubaugebiete an die Stadt binden. Und da kommt in den nächsten fünf Jahren noch einiges auf uns zu. Der Parteitag bestätigte, daß weiter auf- und ausgebaut wird. Für uns heißt das, neue Linien zu konzipieren. Zu den gegenwärtig 1606 Haltestellen werden sich weitere in Hohenschönhausen, Kaulsdorf, Altglienicke gesellen. Dabei geht es zugleich um steigende Qualität, das heißt bei uns geringere Fahrabstände, höherer Komfort für Passagiere und Busfahrer. Gegenwärtig testen wir auf Wunsch der ungarischen Busbauer auf unseren Linien den Prototyp einer neuen Ikarus-Generation. Wir finden, das ist ein Vertrauensbeweis. Regelmäßig tauschen wir mit unseren Budapester und Prager Kollegen Erfahrungen aus, hielten nicht hinter dem Berg, als uns kubanische Kollegen um Rat fragten, möchten mit Moskauer Busfahrern ins Gespräch kommen. Alles mit einem Ziel: besser, attraktiver unsere Fahrgäste zu befördern…

Na, dann steigen Sie mal ein…

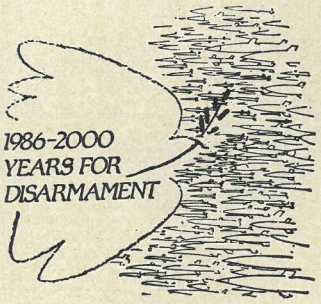
Hans-Reinhard Krytzner
Bereichsleiter Verkehr im Kombinatsbetrieb Omnibus der BVB

Foto: Volker Hohlfeld

● Wörtlich

Ein Wissenschaftler darf, spätestens nachdem die Atombombe gebaut wurde, heute nicht mehr naiv sein und sich zurückziehen, indem er sagt: Das ist reine Wissenschaft, was kümmert mich, was hinterher mit meinen Erkenntnissen passiert. Ein Wissenschaftler hat die Pflicht, sich Gedanken zu machen, welche Auswirkungen seine Arbeit hat.

Dr. Ulf Merbold, Astronaut, BRD



1986–2000
Jahre der Abrüstung

Zeichnung aus:
„Peace Courier", Helsinki

● Kurz berichtet

Auf der Jagd nach falschen Schriftzeichen ist gegenwärtig eine halbe Million Junge Pioniere in Peking. Mit dem „chinesischen Duden" bewaffnet, haben die Kinder bereits 40 000 unzulässig vereinfachte, verstümmelte oder ganz und gar falsch geschriebene Zeichen entdeckt.

In der Hohlglashütte Salgótarján (Nordungarn) hat die Erprobung von Lasern im Produktionsprozeß begonnen, die beispielsweise beim Gravieren die Handarbeit ersetzen können. Neben einem neuartigen dekorativen Mustereffekt bringt der Lasereinsatz höhere Produktivität sowie eine bemerkenswerte Einsparung von Energie.

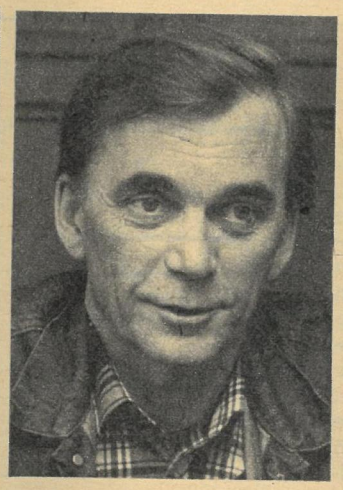
Die Bibliotheken Vietnams verfügen gegenwärtig über 10 Millionen Buchtitel und registrieren jährlich rund 13 Millionen Leser. Im Lande gibt es eine Nationalbibliothek, 40 große Provinzbibliotheken sowie Büchereien in allen Kreisstädten und in vielen Gemeinden.

Neue Fässer aus rostfreiem Material und mit einer Plasteoberfläche werden jetzt in der Urquell-Brauerei in Plzeň verwendet. Sie erleichtern den Transport des Bieres und verbessern die Haltbarkeit des weltbekannten Gerstensaftes. Nebenbei entfällt bei ihnen das klassische Anstechen des Fasses.

Leninallee 563

Das Haus mit dieser Nummer steht im Osten der Stadt, in Berlin-Marzahn. Umgeben von Wohnhochhäusern und Häuserzeilen. In solcher Umgebung muß es trotz frischem Verputz zwangsläufig wie ein Relikt aus fernen Zeiten wirken. Zeiten, die indes um vieles älter sind als das Haus selbst. Sie begannen genaugenommen mit der Geburtsstunde Marzahns, das im Jahre 1300 erstmals urkundlich erwähnt wurde. Nur wenige von den mehr als 200 000 Berlinern, die im einwohnerstärksten Bezirk unserer Hauptstadt ein neues Zuhause fanden, werden wissen, daß Marzahn im Jahre 1925 nur ganze 1176 Einwohner zählte. Heute ist das Neubaugebiet sinnfälliger Ausdruck sozialistischer Wohnungspolitik, macht Bewohnern und Besuchern deutlich, wie konsequent und erfolgreich bei uns zulande seit Jahren daran gearbeitet wird, die Wohnungsfrage bis 1990 als soziales Problem zu lösen und damit ein altes Ziel der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung zu verwirklichen. Das Haus, das heute die Nummer 563 auf der kilometerlangen Leninallee trägt, steht gewissermaßen am Anfang von Marzahns, ja eigentlich auch von Berlins neuer Geschichte. Am 21. April 1945 hatten Einheiten der 5. Stoßarmee der 1. Belorussischen Front den Stadtrand erreicht. Und auf dem erwähnten Haus wurde von einem Major der Roten Armee – Jelsakow war sein Name – die erste rote Fahne des Sieges auf dem Kampfweg ins Stadtzentrum gehißt. Generaloberst Bersarin befehligte damals die Einheiten der 5. Stoßarmee; er, der zum unvergessenen ersten Stadtkommandanten Berlins wurde. Das Haus Nr. 563 steht seit wenigen Monaten – seit dem 30. Januar – allen offen, ist sehenswertes Geschichtskabinett des Stadtbezirks Berlin-Marzahn. „In den nächsten Tagen", so sagte uns Stadtbezirkschronist Willi Haase (Foto links), der die Einrichtung leitet, „erwarten wir bereits den 5000. Besucher." Das Kabinett jedoch soll nicht nur zum Anschauen dasein, in seinen Räumen sind ebenso Vorträge zu regionalgeschichtlichen Themen, zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Territorium vorgesehen wie auch Gesprächsrunden mit verdienten Persönlichkeiten. Im fast noch jungfräulichen Gästebuch fanden wir diese Sätze von Günter Schabowski, 1. Sekretär der Bezirksleitung Berlin der SED: „Zu wünschen ist, daß die, die dieses Geschichtskabinett besuchen, aus den hier vermittelten historischen Erfahrungen Nutzen ziehen für ihr Handeln. Kenntnis der Geschichte ist unerläßlich für den Erfolg unseres Kampfes in Gegenwart und Zukunft."

Horst Goldschmidt (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)



Neugierig aufs Publikum

Auskünfte für FREIE WELT gab Elem Klimow, sowjetischer Filmregisseur.

Vergangenen Sommer hatte Ihr Film „Geh und sieh", der ab 8. Mai zunächst in die Berliner Kinos kommt, seine Uraufführung. Sie selbst haben ihn dem sowjetischen Publikum, den Zuschauern in sozialistischen Ländern und in Westeuropa vorgestellt. Wie beurteilen Sie die Reaktion?

In sechzehn Ländern Europas, Afrikas und Asiens habe ich Premieren mit „Geh und sieh" erlebt. Für mich war das ein Phänomen: Wir hatten nicht erwartet, daß sich so viele, vor allem junge Leute, den Film ansehen. Er wendet sich ja einem sehr schweren Thema, dem Krieg, zu. Und die Zuschauer lieben schwere Themen nicht besonders. Dennoch hat der Film Besucherrekorde aufgestellt.

Worauf führen Sie dieses große Interesse zurück?

Es gibt natürlich verschiedene Meinungen, einig sind sich die Kritiker offenbar darüber, daß „Geh und sieh" auf sehr emotionale Weise wirkt, Erschütterungen auslöst, zur Stellungnahme zwingt...

Wir haben geschrieben, daß man Ihren Film als ein anderer verläßt (FW 16/85)...

...offenbar ist das so. Es gibt Zuschauer, die ihn nicht annehmen, die sagen, er sei zu hart, zu so etwas könnten Menschen doch nicht fähig sein. Andererseits denke ich an ein Erlebnis in Westberlin. Nach der Premiere trat ein älterer Mann auf mich zu und sagte: „Ich war Soldat der Wehrmacht, war in Belorußland und in der Ukraine. Ich habe alles mit eigenen Augen gesehen, und ich sage Ihnen, daß Ihr Film die Wahrheit zeigt. Vieles Schreckliche habe ich aus meinem Gedächtnis verdrängt. Jetzt wurde es mir wieder vor Augen geführt. Meine Kinder und Enkelkinder sollen den Film sehen. Ich weiß allerdings noch nicht, ob ich alle ihre Fragen beantworten kann."

An welchen Zuschauerkreis wenden Sie sich – an die Augenzeugen oder an diejenigen, denen Kriegserlebnisse erspart blieben?

Vor allem an letztere. Heute sitzen in unseren Kinos bereits über die Hälfte Besucher, die Krieg nur vom Hörensagen kennen, aus Büchern und Filmen. Ihnen vor allem will ich einen Begriff davon vermitteln, was Krieg heißt.

Es gibt Kritiker, die – dabei vor allem die überzeugende künstlerische Qualität Ihres Werkes vor Augen habend – schrieben, es trage viel zur Entwicklung einer neuen, realistischen Bildsprache bei, es sei von einer seltenen filmischen Ausdruckskraft.

Wenn es so wäre, würde mich das freuen. Ich habe versucht, eine dem Thema und meiner Absicht angemessene filmische Umsetzung zu finden. Dabei hatte ich das große Glück, mit hervorragenden, überaus kritischen Kollegen, Autoren, Kameraleuten, Szenenbildnern, Darstellern zusammenwirken zu können.

Würden Sie „Geh und sieh" als Ihren bisher wirkungsvollsten Film bezeichnen?

Ja. Aber zu „Agonie" stehe ich genauso.

Macht ein Erfolg wie dieser Ihre zukünftige Arbeit leichter?

Nein, komplizierter. Ich werde so einen Film, zu solch einem Thema, nicht wieder machen. Ich möchte mich nicht wiederholen. Aber mit einem anderen Film die gleiche Wirkung zu erreichen, dürfte unendlich schwer sein.

Im Mai wird in der DDR die „Woche der deutsch-sowjetischen Freundschaft" begangen. Anfang des Monats reisen Sie zur festlichen Aufführung Ihres Films nach Berlin. Mit welchen Gefühlen setzen Sie sich ins Flugzeug?

Mit allen erdenklich guten. Ich reise in ein Land, das an unserer Seite zu einem unschätzbaren Friedensfaktor in Europa geworden ist, das die Lehren aus der Geschichte gezogen hat und seine Jugend zu Freundschaft und tätiger Solidarität mit allen Völkern erzieht. Ich freue mich auf die Begegnung mit Ihrem Publikum, auf eine rege Diskussion zu meinem Film.

Interview: Jürgen Geitner

Frischer Wind auf dem Arbat

Das hatte der alte Arbat noch nie erlebt: Tausende Menschen drängten sich, lachend, singend, ausgeflippt. Maskiert, mit Opas Frack und Omas Hut. An der Ecke ein Typ; allen irgendwie bekannt. Natürlich, Ostap Bender, Hauptfigur des Romans „Die zwölf Stühle". Aus Höfen dringt ein Gewirr von Musik, Jubel und Beifall. Bänkelsänger, Poeten, Clowns, Pappkamele, tanzende Bären, Rockgruppen; Stars wie Alla Pugatschowa, Jewgeni Jewtuschenko oder der Sänger des Arbat Bulat Okudshawa ziehen das muntere Volk von einer der zwölf Bühnen zur anderen. Trotz frischen Frühlingswindes Treiben bis in den späten Abend – eine Mischung von Karneval und Walpurgisnacht. Erst mit Beginn des neuen Tages verabschieden sich die letzten Narren – bis zum nächsten Jahr, wenn am ersten April zum „Fest des Spaßes" geblasen wird.

Gastgeber

Treffen von Mitgliedern der Delegation der KPdSU, die zum XI. Parteitag der SED in der DDR weilte, mit dem Präsidium des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Es war ein herausragendes Ereignis in der Arbeit der Freundschaftsgesellschaft. Der 1. Sekretär des ZK der KP Estlands, Karl Vaino (im Foto Mitte), überbrachte die herzlichsten Grüße des Generalsekretärs des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, und betonte, daß diesem Treffen für die weitere Zusammenarbeit mit dem Verband der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften und der Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR große Bedeutung zukommt. Erich Mückenberger, Präsident der Gesellschaft, informierte über die Arbeit der sechs Millionen Mitglieder.

Vogelkönig

Mit 20 Gold-, Silber- und Bronzemedaillen kam Abdushabor Kacharow von einer internationalen Vogelausstellung aus Olomouc (ČSSR) in seine usbekische Heimatstadt Namangan zurück. Außerdem hatten seine 150 gefiederten Schönheiten den Hauptpreis – den Grand-Prix „Exotik" – gewonnen. Star der Kollektion war der kleine Sänger Grischa, der die Besucher in russischer, usbekischer und tschechischer Sprache begrüßte.

Parkpalais

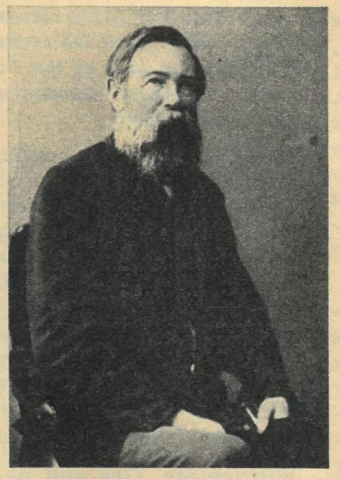
Dieses kleine Kabinett gehört zu dem nach starken Kriegszerstörungen wiedererrichteten Palais von Pawlowsk – 32 Kilometer entfernt von Leningrad, inmitten eines herrlichen, 600 Hektar einnehmenden Parks gelegen. Erbaut Ende des 18. Jahrhunderts als Zarenresidenz, dienen Schloß und Park heute den Leningradern und ihren Gästen als Naherholungsgebiet.

Straßenmaler

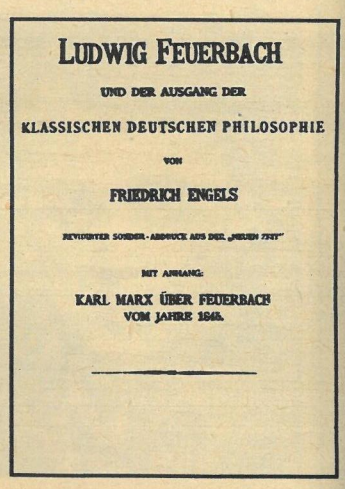
„Frieden" nannte Do Van Trung, Schüler an der Tan-Mai-Grundschule in Hanoi, sein selbstgemaltes Asphaltbild. Er war einer von nahezu 1000 Jungen und Mädchen, die beim Zeichenwettbewerb zum Thema „Ich liebe den Frieden" zum 55. Geburtstag des Kommunistischen Jugendverbandes „Ho Chi Minh" im Kinderkulturpalast der vietnamesischen Hauptstadt mitgemacht haben.

Die frische Hundertjährige

Mancherlei Gründe bestanden für Friedrich Engels, der Bitte des theoretischen Organs der deutschen Sozialdemokratie „Die Neue Zeit" zu entsprechen, sich mit der Feuerbach-Biographie des bürgerlichen Philosophen Starcke zu befassen. In den April/Mai-Heften 1886 erschien dann die Schrift „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie". Sie wurde nicht zur Rezension, denn die biedere Bemühung des Biographen, Feuerbach vom lästigen materialistischen Ruch zu befreien, war als Ausgangspunkt zu dürftig. Engels ging es generell darum, den



Anteil der klassischen deutschen Philosophie an der Entwicklung des Wissens der Menschheit herauszustellen. Hegels Idealismus wie Feuerbachs materialistische Entgegnung waren Wegbereiter der Revolution von 1848. Aus dieser explosiven geistigen Bewegung erwuchs Karl Marx, der seinen bürgerlichen Lehrern Hegel und Feuerbach weitaus mehr Respekt erwies als die offiziell besoldeten Schüler. Dem Verrat der Revolution entsprach die Abkehr von ihren geistigen Ahnen. Was Engels schrieb, war eines der wichtigsten „Handbücher jedes klassenbewußten Arbeiters" (Lenin). Die marxistische Weltanschauung war längst grundsätzlicher Bestandteil der internationalen Arbeiterbewegung, doch die Bestrebungen, diese mit bürgerlichem und kleinbürgerlichem Gedankengut zu befrachten, wurden nicht geringer. Eine damals wie auch heute bekannte Methode, den tiefen revolutionären Gehalt des Marxismus zu verflachen und zu verhunzen, war es vorzugeben, ihn durch neue Lesart zu bereichern. Engels stand zu hoch über diesem Gelichter, um ihren Argumenten bis in die verborgensten Winkel zu folgen. Vielmehr



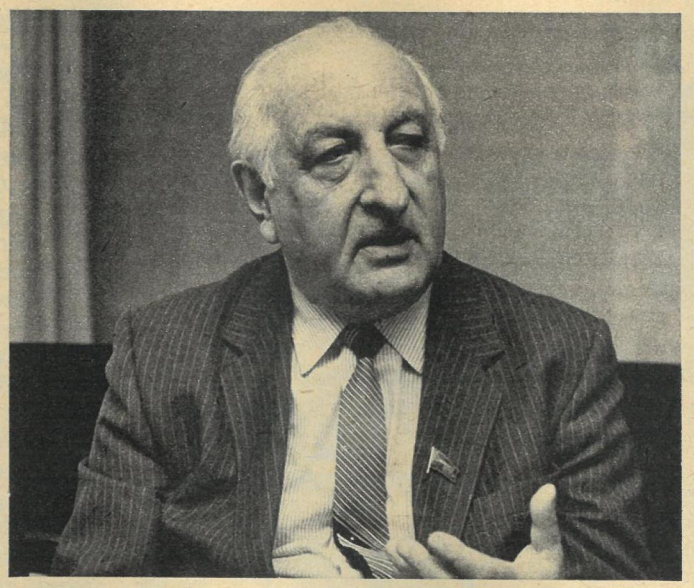
rief er die Geister, die dem bürgerlichen Weltbild bis auf den heutigen Tag die stolzesten und genialsten Gedanken eingebracht haben: Hegel und Feuerbach, Höhepunkt und Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Wer vom Professorenpodium herab sich beispielsweise Hegels noch erinnerte, der tat's mit Verdruß. Den dialektischen Kern seiner philosophischen Frucht konnte und wollte niemand knacken aus Furcht vor dem bitteren Geschmack revolutionärer Konsequenzen. So warfen sie Hegel als „toten Hund" vollends beiseite, und wenn er in ihren Betrachtungen überhaupt Erwähnung fand, so als einer unter vielen in der Reihe der Philosophiegeschichte. Engels trat, wie schon oft, in die Schranken, um die klassische deutsche Philosophie gegen ihre bourgeoisen Nachkömmlinge zu verteidigen. In einer unnachahmlichen Art erinnerte er daran, daß diese Philosophie zum unabdingbaren Bestandteil des wissenschaftlichen Sozialismus wurde. Und dieser „wandte sich von vornherein vorzugsweise an die Arbeiterklasse und fand hier die Empfänglichkeit, die sie bei der offiziellen Wissenschaft weder suchte noch erwartete. Die deutsche Arbeiterbewegung ist die Erbin der deutschen klassischen Philosophie." Es zählt wohl zu den ergreifendsten Leistungen von Marx und Engels, in einer niedergehaltenen, verelendeten, physisch und geistig unterdrückten Klasse die Bewahrerin höchster geistiger Güter erkannt zu haben, die Schöpferin künftiger materieller und geistiger Werte. Engels' Schrift, die Hundertjährige, ist so frisch wie eh und je. Dem Werktätigen im Sozialismus eröffnet sie immer wieder die Weite und Lebendigkeit des Erbes; dem Werktätigen in der kapitalistischen Welt gibt sie Rat in der Tagesauseinandersetzung um die Bewahrung revolutionären Denkens.

Hans Bergmann

Von Wildau bis Niederlehme

Wir wählten den kürzesten und schnellsten Weg – den Griff zum Telefon. Am anderen Ende ein Mann, der Bescheid wissen mußte: Arno Festerling, Sekretär der Kreisorganisation Königs Wusterhausen der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Was, so wollten wir wissen, es an berichtenswerten Vorhaben in der bevorstehenden Woche der deutsch-sowjetischen Freundschaft gäbe. Die Antwort kam prompt, so prompt, als habe man regelrecht auf unseren Anruf gewartet: „Die Grundeinheiten erhielten unseren Plan für diese Maitage bereits am 20. März, hatten also Zeit zur langfristigen Vorbereitung, so daß beispielsweise am 6. Mai in der LPG Tierproduktion Wildau ein Referent von der UdSSR-Botschaft über die Friedenspolitik des XXVII. Parteitages der KPdSU sprechen wird. In der PGH Gabelstapler Zeuthen findet am 9. Mai ein Vortrag über Entdeckungen zu Mensch und Natur in der Sowjetunion statt. Am 14. Mai: ein Vortrag im Kalksandsteinwerk Niederlehme zum Thema Friedenspolitik der DDR in Auswertung des XI. Parteitages der SED, der auch den Inhalt von Jugendforen in der LPG Pflanzenproduktion Mittenwalde und der LPG Tierproduktion Münchehofe bestimmt. In der Zeit bis zum 23. Mai tritt die Kulturgruppe eines sowjetischen Hospitals fünfmal bei Freundschaftstreffen auf, so z. B. im Feierabendheim ‚Georg Benjamin' in Wildau, in der DSF-Wohngruppe Ragow und in der Kreisstadt selbst. Im Kindergarten 6 in Königs Wusterhausen wird am 6. Mai ganztägig mit sowjetischen Kindern gespielt. Im Betriebsteil Zeuthen des VEB Narva findet am 13. Mai ein Tag der russischen Küche statt, Frühstück, Mittag und Kaffee, alles so, wie man es in der Sowjetunion gewohnt ist. Am 15. Mai haben Bürger unserer Kreisstadt die Möglichkeit, ähnliches im Restaurant des Bahnhofshotels zu erleben. Und wie überall in der Republik werden in dieser Woche natürlich auch bei uns im Kreis verdiente Bürger und Kollektive für aktive Freundschaftsarbeit mit der Ehrennadel unserer Gesellschaft in Silber und Gold, der Herdermedaille oder einem Ehrenbanner des Zentralvorstandes ausgezeichnet."

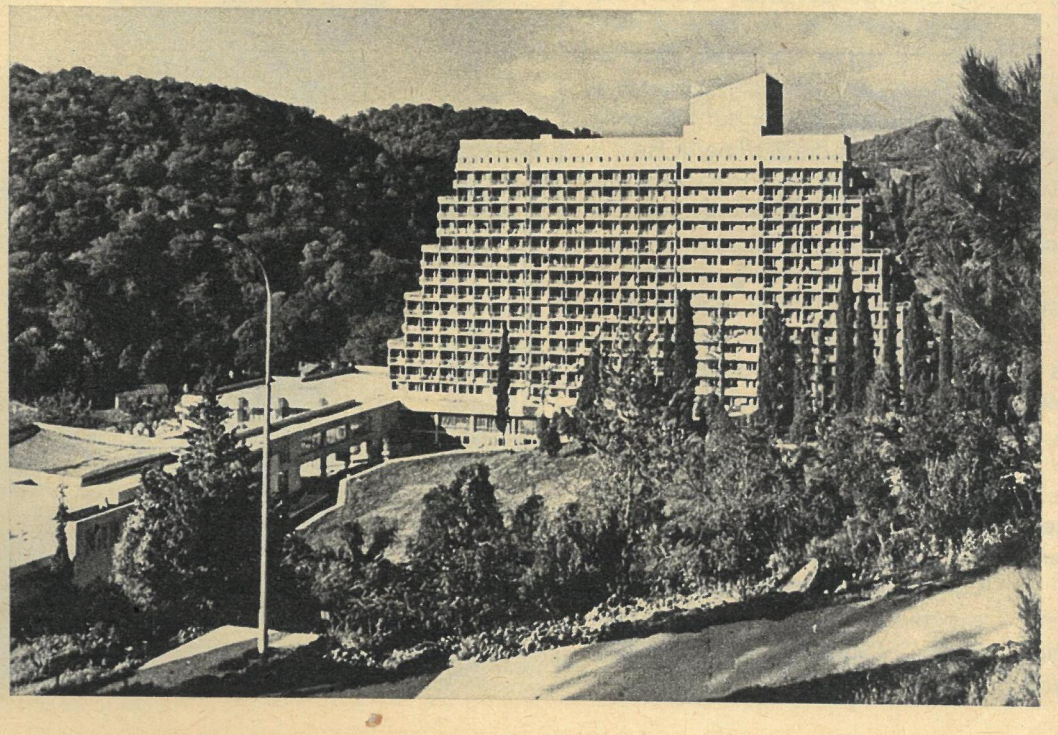
Alex Jung



Von Ubychen und Abchasen

In dem Buch „Der Kaukasus und seine Völker", 1887 erschienen, ist ein einziger Satz über die Ubychen zu lesen: „Ein den Abchasen benachbarter, sehr energischer kleiner Volksstamm, die Ubychen, ist bis auf den letzten Mann ausgewandert." Wie harmlos das klingt. Doch wie war das wirklich? Bis 1860 lebten die Ubychen in den Bergen um Sotschi (Foto unten: im heutigen Sotschi). Sie gehörten zu den letzten Kaukasiern, die sich nicht der Herrschaft des russischen Zaren unterwerfen wollten. Gegen Ende des Kaukasischen Krieges wurden sie vor die Wahl gestellt, ins Kubangebiet oder in die Türkei umzusiedeln. Im Kubangebiet sollten sie Land als ständigen Besitz zugewiesen bekommen, und es wurde ihnen ihre nationale Eigenständigkeit und Gerichtsbarkeit zugesichert. Die Führer der Ubychen aber ließen sich von den Versprechungen des türkischen Sultans verführen und zwangen das ganze ubychische Volk zur Umsiedlung in die Türkei. So löschten die Ubychen mit eigener Hand die Herdfeuer ihrer Vorfahren, ließen die Gräber ihrer Väter zurück und nahmen von ihrem Heiligtum, der Bytcha, Abschied. Sie hofften, in der Fremde eine Heimat zu finden, bis sie alle Hoffnung fahren lassen mußten… Das verheißende Paradies erwies sich als Hölle auf Erden. Die Ubychen verhungerten, starben an Cholera oder fanden im Kampf für den Sultan den Tod, die Überlebenden mußten ihren Glauben aufgeben und schließlich auch ihre nationale Integrität. Heute gibt es keine Ubychen mehr. Acht Jahre lang forschte Bagrat Schinkuba (Foto oben) dem Schicksal der Ubychen nach und schrieb sein außerordentlich bewegendes Buch „Im Zeichen des Halbmonds" (erschienen im Verlag Rütten & Loening Berlin). Ich begegnete dem abchasischen Schriftsteller im Berliner Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur. „Die wählerischen Ubychen", sagte er, „die nie das Wasser aus den Flüssen verwandt hatten, sondern ihren Durst nur aus Quellen stillten, die ihren Maisbrei nur aus Mehl zubereiteten, das zweimal durchgesiebt worden war, und die einen Kürbis als verdorben betrachtet hatten, wenn sein Stiel abgerissen war, sie streiften nach ihrer Übersiedlung wie herrenlose, räudige Hunde über stinkende Schuttabladeplätze… Eine bitterere Reue als die der Ubychen hat wohl kaum ein Volk je empfunden." Die Abchasen haben eine ähnliche Geschichte wie die Ubychen? „Ja, auch ich bin der Sohn eines leidgeprüften Volkes", sagte Bagrat Schinkuba, „eines Volkes mit einer ähnlichen Geschichte, aber mit einem anderen Schicksal. Abchasien wurde dreimal durch eine Emigrationswelle in die Türkei verödet. Mein zweiter Roman ‚Der gespaltene Stein' handelt von meinem abchasischen Volk, von seinem Leidens- und seinem Lebensweg. Denn die Einwohner Abchasiens ließen sich nicht völlig vertreiben; Hirten versteckten ihre Herden in den Bergen. Die letzten Ubychen in der Türkei erfuhren noch von der Gründung einer Abchasischen ASSR vor 65 Jahren. Das Buch, das gerade in russischer Sprache erschienen ist, habe ich meinem Enkel gewidmet, dem kleinen Bagrat." Inzwischen übergab Bagrat Schinkuba ein Exemplar Frau Dr. Margit Bräuer, Fachgruppenleiter der Slawistik im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar / Rütten & Loening Berlin. Ich wünsche mir sehr, daß auch das zweite Buch Schinkubas in der DDR erscheint.

Gisela Reller



● Erfahrenes

Nur wer edle Ziele hat, kann edle Taten vollbringen. In solchen Taten sehen andere das Wesentliche im Menschen. Und ohne dieses Wesentliche kann man auch in der Kunst nicht leben.

Rassul Gamsatow, UdSSR Schriftsteller

● Am Rande

Ein seltenes Hobby hat Anatoli Antein aus Riga. Er sucht und untersucht alte Kanonen vor öffentlichen Gebäuden oder historischen Schlössern, fotografiert sie und registriert alle ihre Eigenschaften, wie Länge, Kaliber und anderes. Das schwerste bisher von ihm entdeckte Stück wiegt 1,5 Tonnen. – Eine tolle Kanone auf diesem Gebiet!

● Persönliches

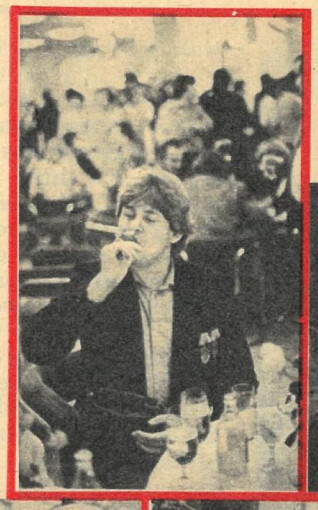
Valeri Krasnow aus Ussurisk erhielt ein Erfinderzeugnis besonderer Art: Er baute eine Vorrichtung, mit der sich jedes Aroma erzeugen läßt. Das Gerät sieht wie ein Pinsel aus, nur daß seine „Haare" aus mit Riechstoffen gefüllten kleinen Röhrchen bestehen. Ein im Griff untergebrachter Thermomikroventilator läßt die einzelnen Düfte aufsteigen und sich vermengen.

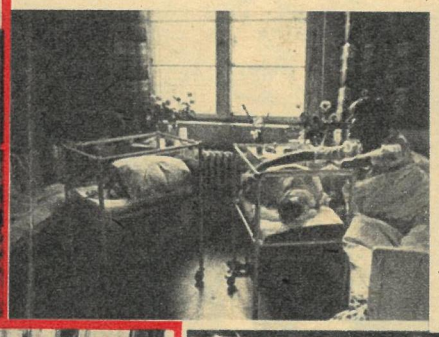
80 000 Zündholzetiketten aus allen Teilen der Welt hat der Ungar Jozsef Fodor aus Székesfehérvár in seiner attraktiven Sammlung zusammengetragen. Seit fast 30 Jahren frönt er bereits diesem Hobby.

In 59 Tagen legte der 72jährige Rudis Tschanturija zu Fuß die Strecke von der Siedlung Gali im Kaukasus bis nach Moskau – 3221 Kilometer – zurück. Sein „Wanderrekord" aus dem Jahre 1980 steht bei 6400 Kilometern.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: V. Hohlfeld, K. Petzold, P. Kriwzow (4), TASS-Schulepow, ZB/ČTK-Vlach, ZB/VNA-Tan, TASS; Vignette: D. Schüler.

Aus den Archiven vieler Fotografen hatten wir sie ans Licht der Zeitungsöffentlichkeit geholt. Zahlreiche Leser, die an unserer Aussprache teilnahmen, wollten wissen, wer die „Helden" auf unseren Fotos sind. Zwei von ihnen stellen wir vor. Wir schließen mit einigen Ihrer Meinungsäußerungen die Leserdiskussion ab.



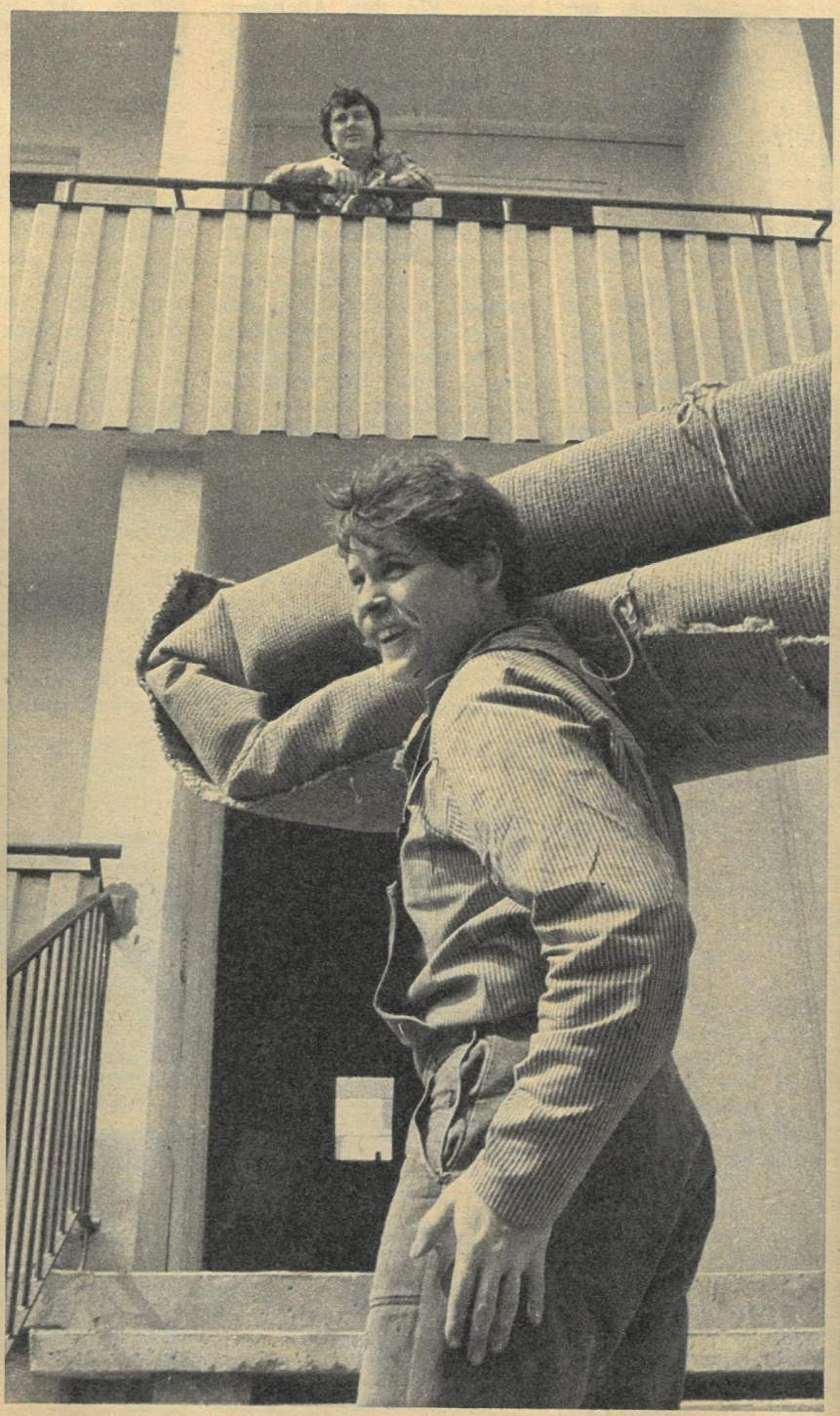


Wir sind im Bilde

Zehn Hefte lang haben uns fünf Bilder begleitet. Sie zeigten keine Sensationen, berichteten weder von spektakulären Ereignissen noch von taufrischen Neuigkeiten. Ihr Inhalt war auf den ersten Blick eher bescheiden, eine einfache Wahrheit nur: der Alltag unserer Republik. Wie Menschen leben und feiern, wie sie arbeiten und kämpfen, wie Frauen in aller Geborgenheit Kindern das Leben schenken. Viele Hunderte Leser erkannten sich wieder in dem, was die Fotografien berichten, worüber sie erzählen. „Ich habe die Bilder lange angeschaut", schrieb uns Frau Englert aus Leinefelde, „habe hin und her überlegt und an so manches Vergangene gedacht. An die Geburt unseres ersten Kindes beispielsweise. Ich weiß, wie schön es ist, wenn man sein Baby in den Armen hält. Zu meiner Zeit gab es noch nicht das große Glück, sein Kind neben dem Bett haben zu dürfen und das Babyjahr zu genießen." Für Helmut Baumbach aus Schwallungen war es „immer wieder eine Freude, in den vielen veröffentlichten Briefen neue Ideen zu entdecken, und Erkenntnisse daraus für meine politische Tätigkeit abzuleiten." Der Rentner Ernst Gonschorek aus Stralsund hatte schon in der Jugend von einer solchen revolutionären Entwicklung der Wissenschaft und Technik geträumt, wie wir sie heute tagtäglich erleben. „Roboter und Computer", so schrieb er uns, „verdrängen die schwere körperliche Arbeit, sind energie- und materialsparend und dienen in unserem Staat dem Wohle des Menschen. Möge unsere Jugend die Errungenschaften nutzen, sie weiter ausbauen." – Aktives Handeln fordert er, das Ausnutzen aller Potenzen, um den Sozialismus noch stärker zu machen. Sicherlich wird ihm die Berlinerin Renate Blüm aus dem Herzen sprechen, wenn sie schreibt: „Ich möchte in meinem Leben etwas vollbringen. Unsere gesicherte Existenz darf kein Ruhekissen werden, auf dem wir ausruhen." Menschen verschiedener Berufe und Generationen schrieben uns. Von ihrer Arbeit, ihren Wünschen und Sorgen, sie teilten uns ihre Pläne mit, nannten die Ziele des Lebens. Stolz auf das Erreichte, soziale Sicherheit, keine Angst um den Arbeitsplatz, gleiche Bildungschancen, eine sichere Zukunft… Davon war in den Briefen zu lesen.

Ich heiße Bernd Knochenhauer

„Der junge Mann mit den Orden ist vielleicht Bestarbeiter, oder er hat sich in der MMM-Bewegung verdient gemacht", schrieb Heinz Liebich, Genossenschaftsbauer aus Mühlberg. Wer ist, was ist er wirklich? Wir besuchten Bernd Knochenhauer, Möbelfahrer und -packer beim Kombinat Auto Trans Berlin, an seinem 30. Geburtstag in Berlin-Marzahn, wo er mit Weib und Kind schon auf gepackten Kisten sitzt – der Tausch gegen eine größere Altbauwohnung ist perfekt. Was hatte es auf sich mit der Auszeichnung? „Das ‚Banner der Arbeit, Stufe II' erhielt ich zum zweiten Mal im Kollektiv 1981. Ich war damals Fahrer für Silozementtransporte." Bernd Knochenhauer kommt aus Gerbstedt, ist nun „gelernter Berliner": „Den Namen meiner Heimatstadt kennen viele. Ich sage nur ‚Fahne von Kriwoi Rog'." Sein erster Beruf war Agrotechniker. Später sattelte er um auf



Berufskraftfahrer, dann kam der Armeedienst. Danach fuhr er für den VEB Kraftverkehr Hettstedt. „1977 hat mich mein Betrieb nach Berlin delegiert – ‚FDJ-Initiative'. Wir waren eine gute Truppe, wohnten im Heim Tür an Tür, verstanden uns dufte, was sich bei der Arbeit der Brigade auszahlte… Den Orden kriegten wir, weil wir mithalfen, für den Bereich Bautransporte ein Planplus zu erreichen." Wie wird sich sein Leben weitergestalten? Pläne? „Ja, Umzug, Heizung modernisieren, Bad vergrößern. Dann habe ich mich für den Bereich Ferntransporte beworben, die Aufgabe lockt mich, da gibt es viele Bewährungsproben…" Ein neues Hobby: Angeln. Dazu macht seine Lebensgefährtin, Verkäuferin bei der Mitropa, ein skeptisches Gesicht: „Hier zu Hause hegst und pflegst du kleine Fische im Aquarium, den großen willst du an den Kragen!" Doch Bernd Knochenhauer meint, frische Luft müsse sein, Ausflüge ins Grüne mit der Familie machen wir trotzdem.

Mein Name ist Cornelia Adamowski

„Wenn man das junge Mädchen inmitten der vielen Drähte und Spulen sieht, staunt man, wie selbstverständlich es damit hantiert", war ein Gedanke von Brunhilde Lademann, Wolfen. Hildegard Fucke, Oranienbaum, vermutete: „Die Technik liegt ihr im Blut!" Ist das so? Als wir uns mit Cornelia Adamowski in Berlin-Weißensee trafen, sagte sie: „Mein Traumberuf war eigentlich Bäcker und Konditor. Aber das verbot sich aus gesundheitlichen Gründen. Da mein Vater viele Jahre im VEB Kombinat Stern-Radio Berlin gearbeitet hat, empfahl er mir, dort zu lernen." Heute ist Cornelia Adamowski Funkmechanikerin im Fertigungsendbereich für den „Stereo-Kassettenrecorder 700". „Das ist das neueste Gerät, das wir produzieren. Es ging 1985 in Serie. Am Anfang gab's ein paar Probleme, aber jetzt habe ich mich eingefuchst. Als ich lernte, waren wir sieben Mädchen von zwanzig Lehrlingen, jetzt kommen immer mehr Frauen zu uns." Viele Leser hatten ihren konzentrierten Gesichtsausdruck bewundert… „Es stimmt, konzentrieren muß man sich. Wir arbeiten ja am Band, pfuscht einer, leiden alle darunter. Jede Brigade fertigt ein komplettes Gerät. Die dazugehörige Laufkarte weist aus, wer daran beteiligt war." Nach Schichtschluß sucht Cornelia Adamowski gern ein ruhiges Plätzchen auf – zum Umschalten. Außerdem liest sie viel, am liebsten Märchen, sammelt Kinderbücher, verreist gern – voriges Jahr mit Jugendtourist in die VR Polen –, geht tanzen… „Bißchen Trubel muß sein, im Urlaub fahre ich auch mal in ein kleines Nest, aber gegen Ende merke ich deutlich, daß ich eine Großstadtpflanze bin…" Familienpläne? „Vorerst keine, hat ja Zeit, noch fühle ich mich ungebunden wohl, wohne bei meinen Eltern mit meiner jüngeren Schwester, die auch Funkmechanikerin werden will… Die Zukunft macht mir keine Sorgen."

„Gewährleistet sind bei uns soziale Sicherheit und Geborgenheit, Vollbeschäftigung, gleiche Bildungschancen für alle Kinder des Volkes. Als wichtigste Aufgabe betrachten wir die Erhaltung des Friedens und damit die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft." Erich Honecker

Aus dem Bericht des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an den XI. Parteitag der SED

Aber auch von einer tiefen Sorge: Wie kann man ihn sichern, was kann man… Nein, was kann ich ganz persönlich dafür tun, um ihn zu erhalten, den einzig menschlichen Zustand dieser Welt, Frieden genannt. „Er wird uns nicht von selbst gegeben", so schrieb das Ehepaar Lehmann aus Gera-Lusan. „Seine Erhaltung verlangt die persönliche Tat. Uns ist das besonders bewußt geworden, als wir während eines Urlaubs in der Sowjetunion die Gedenkstätten der Heldenstadt Wolgograd besichtigten."

Doch der tiefe Wunsch nach Frieden wird nicht von allen Bewohnern dieser Erde geteilt. Einige wenige nur, doch sie haben eine gefährliche Macht, fürchten ihn. Michail Gorbatschow nannte sie in seiner Grußansprache auf dem XI. Parteitag der SED beim Namen: „Die Waffenhändler erzittern bei dem Gedanken, daß sich die Sowjetunion und die USA über die Abrüstung einigen könnten. Entgegen den Lebensinteressen aller Völker…" Der Wunsch nach Frieden aber ist in unserem Land mehr als der Vater des Gedankens. Er ist, wie der Brief unseres Lesers Ants Kiel aus Zittau beweist, der Vater der Tat. „In zwei Jahren hoffe ich, gut gerüstet, meinen Truppendienst antreten zu können. Ich bin Offiziersschüler. Ich hasse den Krieg. Aber es gibt noch immer Menschen auf dieser Welt, die wollen allen Fortschritt aufhalten und schrecken selbst vor brutalsten Maßnahmen nicht zurück. Gegen sie müssen wir gewappnet sein."

★

Allen Lesern, die sich an unserem Gedankenaustausch beteiligt haben, danken wir herzlich und bitten um Verständnis, daß wir aus der Fülle der Zuschriften nur einen Bruchteil veröffentlichen konnten. Fotos und andere Dokumente senden wir zurück, bitten jedoch um etwas Geduld. Im April erhalten noch einmal zehn Leser eine Anerkennung von je 100 Mark. Es sind: Georg Butzke, Neuenhagen; Helga Englert, Leinefelde; P. Hoppe, Haldensleben; Rudolf Kusche, Dresden; Berndt Kussatz, Leipzig; Gisela Mildner, Spremberg; Annemarie Neumann, Nünchritz; Lisa Pegel, Erkner; Christa Reddemann, Schwedt (Oder); Rolf Siemon, Leipzig.

Ihre Redaktion

Fotos: Detlef Christel

Kalmykische ASSR 1931

„So geheimnisvoll und fern...“

Aus Dresden schrieb uns Frau Resch: „Im November 1931 besuchte ich die Kalmykische ASSR; damals hieß ich noch Hilde Zöllner. Wenn Sie mich besuchen, könnte ich Ihnen viel er-

„Zu Besuch bei kalmykischen Kolchosbauern. Damals hieß ich noch Hilde Zöllner.“

„Ich war Delegierte des 8. Weltkongresses der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH).“

Das Amtsgericht.

Es wird gebeten, bei allen Eingaben die nachstehende Geschäftsnummer anzugeben.

Halle a.S. den 1. ~~September~~ Oktober 1932.

Fernsprecher:

Geschäftsnummer:

2 C 30/32

An

die Kontoristin Frau Hildegard Zöllner

[redacted]

in Halle a.S.

Östliche Ladenbergstraße 1.

Strafbefehl.

Die Staatsanwaltschaft beschuldigt Sie, eine öffentliche politische Versammlung die gesetzlich verboten war, geleitet zu haben und in ihr als Rednerin aufgetreten zu sein.

Sie haben am 6.August 1932 in Rothenburg(Saale) eine Versammlung in der Gastwirtschaft Kersten geleitet, die zu politischen Zwecken und von politischen Vereinigungen veranstaltet wurde, die der Kommunistischen Partei nahestehen. In der Versammlung sind Sie auch als Rednerin aufgetreten, indem Sie über Ziele und Aufgaben der I.A.H. (Internationale Arbeiterhilfe) sprachen. Diese Versammlung war öffentlich, da infolge mangelnder Kontrolle jedermann Zutritt hatte und nicht geladene Personen ohne weiteres eingelassen wurden.

— ~~Übertretung~~ — Vergehen — nach § 1,3 der Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung des inneren Friedens vom 29.7.1932 (RGBl.I S.389).

Als Beweismittel hat sie bezeichnet: ~~Zeugnis~~ I. Eigene Angaben, II. Zeugnis

a) des Gärtners Willi Jokiel, Rotenburg a.S. Bl.6
b) des Oberlandjägers Ressel, " Bl.2,5

an Stelle einer an sich verwirkten Gefängnisstrafe v.30 Tagen

Es wird gegen Sie eine Geldstrafe von 100 - einhundert - Reichsmark und für den Fall, daß diese nicht beigetrieben werden kann, eine ~~Haft~~strafe von

festgesetzt.

Zugleich

St. P.
Nr. 66 II. Amtsrichterlicher Strafbefehl mit Festsetzung einer Geldstrafe (§ 409 StPO.).

„Der wahre Grund für diesen Strafbefehl war, daß ich über unsere Reise berichtet hatte."

zählen; ich besitze auch noch Fotos von dieser Reise."
Es gelang uns, der reisefreudigen achtzigjährigen Hilde Resch habhaft zu werden. Frau Resch hatte sich auf unseren Sammelbeitrag „Wir sind Kalmyken" innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR" berufen. Wir trafen sie übrigens in Frankfurt (Oder) in der Wohnung des Neffen, wo sie für dessen Urlaubszeit eine Schwiegermutter, eine Enkelin, einen Hund, eine Katze, Haus und Garten betreute.

„Obwohl meine Reise in die Kalmykische ASSR fast fünfundfünfzig Jahre zurückliegt, kann ich mich noch an viele Einzelheiten erinnern. In unserer Delegationsgruppe waren acht Personen, die von Deutschland aus losreisten. Nur zwei Frauen waren dabei. Die Reise begann für mich mit einer großen Schwierigkeit, ich erhielt in Berlin keinen Paß. Endlich fanden wir eine Genossin, die große Ähnlichkeit mit mir hatte. Nur: Sie trug modernes kurzgelocktes Haar. Na, so kam auch ich endlich zu einer modischen Frisur. Los ging's also, unternehmungslustig, sechsundzwanzig Jahre alt und

Mit falschem Paß

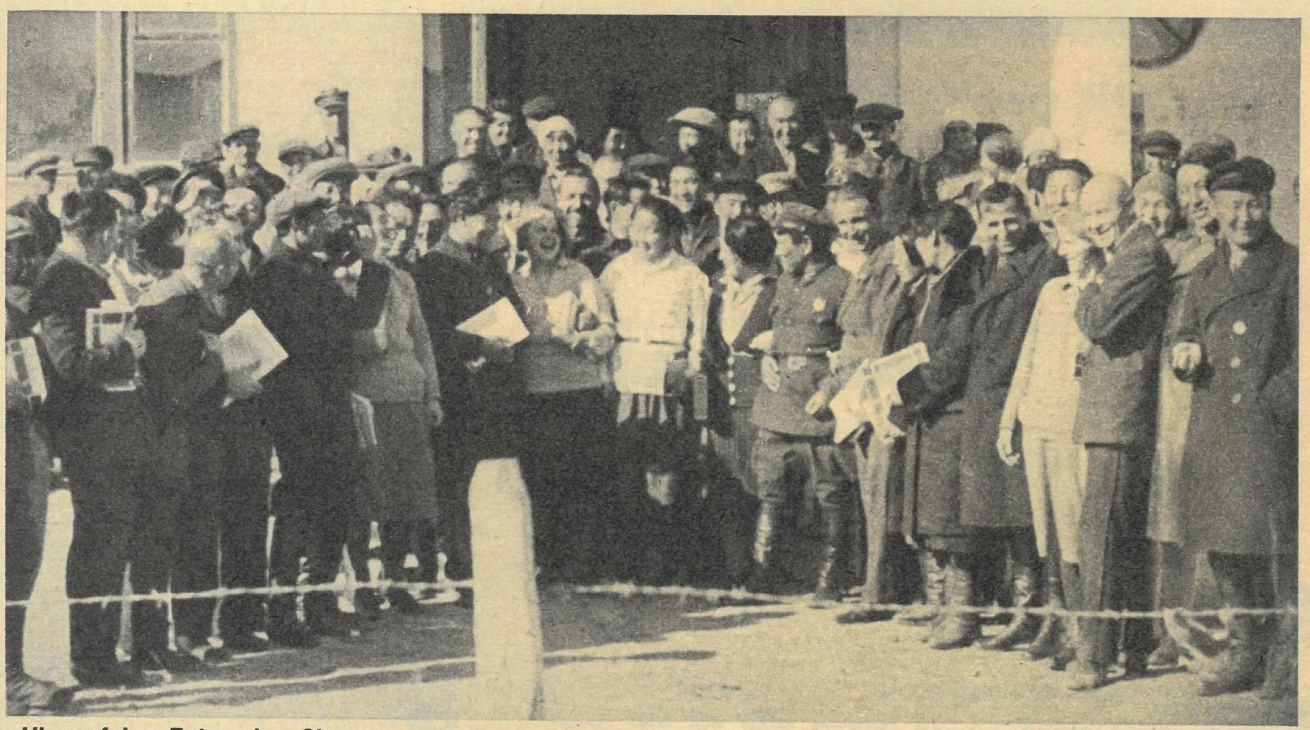
Damit Sie verstehen, was diese Reise in die Sowjetunion für mich bedeutete und noch heute bedeutet, möchte ich Ihnen ein wenig über mich erzählen: Ich bin 1905 geboren worden. Mein Vater war Arbeiter, organisiert in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Er war arbeitslos und blieb es lange Zeit. Wissen Sie, daß es damals in Deutschland noch keine soziale Unterstützung in solchen Fällen gab? In Prenzlau beendete ich

Die achtklassige Volksschule

und wurde Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend und: ein Zeitungsmädchen. Ich verkaufte ‚Die Rote Fahne', den ‚Vorwärts' und die ‚Brandenburger Zeitung' auf der

Hilde Resch heute, achtzigjährig.

Straße und nach der Revolution von 1918 sogar in den Kasernen. Da war die Hilde Kersten vierzehn Jahre alt. Mit der Politik der rechten sozialdemokratischen Führer war ich ganz und gar nicht einverstanden. Und so gründeten mein drei Jahre älterer Bruder und ich 1922 in Prenzlau eine Ortsgruppe des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands. Schon damals habe ich



„Hier auf dem Foto sehen Sie unsere Gruppe zusammen mit kalmykischen Regierungsmitgliedern."

„So geheimnisvoll und fern ..."

Bekanntschaft mit dem Gericht

gemacht. Wegen Hausfriedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Gotteslästerung mußte auch ich aufs Polizeirevier. Unser Verbrechen: Wir hatten dem Lehrling Karl Bachmann zu einem Hausschlüssel verhelfen wollen, denn sein Lehrherr, der Klempnermeister Kennemann, wollte ihn abends nicht aus dem Haus lassen, um zu verhindern, daß er die Gruppenabende der Sozialistischen Arbeiterjugend besucht. Ich wurde zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt, später aber amnestiert.

Als ich geheiratet hatte, übersiedelte ich, nun als Hilde Zöllner, nach Halle. Dort wurde ich 1928 Frauenleiterin in der Internationalen Arbeiterhilfe (IAH) des Regierungsbezirks Halle-Merseburg. Nach einem Jahr wurde ich von der Bezirksleitung der KPD – ich war 1923 Mitglied geworden – mit der Funktion der Landesleiterin betraut. Damals war ich

Vierundzwanzig Jahre alt

In dieser Funktion wurde ich wegen Organisierung einer Kundgebung zu einer Gefängnisstrafe von fünfzig Tagen verurteilt, jedoch hatte ich wieder das Glück, amnestiert zu werden. 1931 dann nahm ich in Berlin als Delegierte am 8. Weltkongreß der IAH teil. Als die Liste mit den Namen der Delegierten verlesen wurde, die für eine vierwöchige Studienreise in die Sowjetunion ausgewählt worden waren, war auch mein Name dabei. Ich hatte nichts davon geahnt und war vor Freude

Ganz aus dem Häuschen

Ich ließ überhaupt keinen Gedanken aufkommen, daß mir vielleicht Nachteile aus einer solchen Reise erwachsen könnten. Ich ließ mich auch keinen Augenblick unterkriegen, als mir als einziger Delegierten das Visum verweigert wurde. Meine Freude wurde auch dadurch nicht getrübt, daß ich mit falschem Paß reisen mußte. Ich platzte schier vor Neugierde, das Land zu erleben, in dem Arbeiter und Bauern die Macht ausübten. Zugegeben, an der Grenze hatte ich

Ein bißchen Angst

‚entlarvt' zu werden. Meine größte Sorge war, aus dem Zug geholt zu werden und nicht weiterreisen zu dürfen. Aber es ging alles glatt, man schöpfte keinen Verdacht. Ab Brest hatten wir kein anderes Thema mehr als Moskau. Wie würde man uns empfangen? Was würden wir zu sehen kriegen? In welche Himmelsrichtung würde man uns durchs Sowjetland schikken?

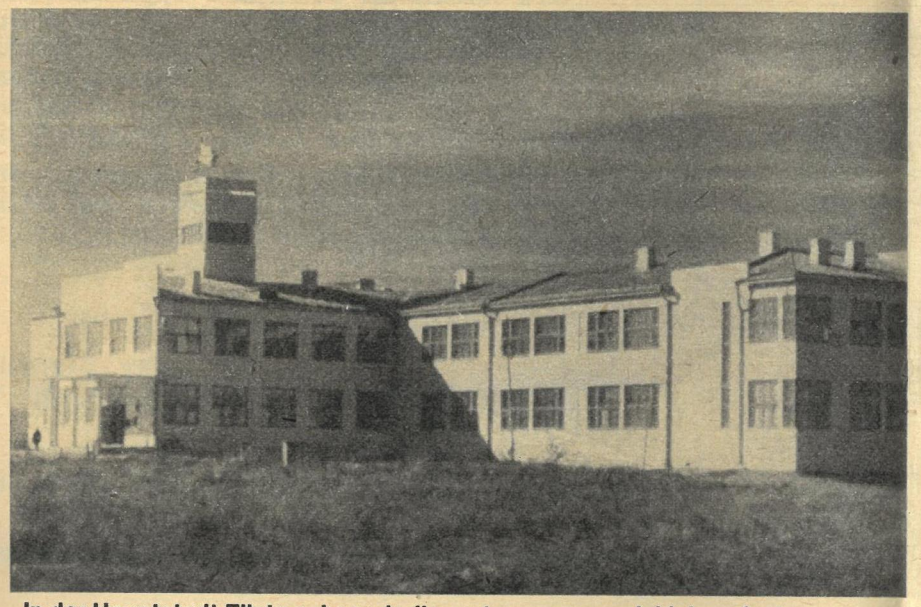
In Moskau

wurden wir ‚wie die Fürsten' empfangen. Unbeschreiblicher Jubel, als ich von der Bühne des Bolschoitheaters die Grüße der mitteldeutschen Arbeiter überbrachte. Und das bekamen wir zu sehen: eine Poliklinik, eine Tabakfabrik, das Planetarium, einen Klub sowjetischer Soldaten, ein Heim für elternlose Kinder. Überall blieben wir länger, als im Zeitplan vorgesehen. Man hatte zwar berücksichtigt, daß wir viele Fragen stellen würden, aber – auch die Moskauer wollten viel über unsere Heimat wissen.

Als die Reisegruppen zusammengestellt wurden, kamen zu unserer Gruppe noch

Zwei Amerikaner und zwölf Mongolen

dazu, ebenfalls Arbeiter, Mitglieder der IAH. Wir waren Kommunisten, Sozialdemokraten, Parteilose. Von Moskau aus reisten wir drei Tage und drei Nächte mit dem Zug nach Kalmykien – das klang so geheimnisvoll und fern. Da es



„In der Hauptstadt Elista sahen wir die ersten, wenn auch kleinen festen Häuser...

In Kalmykien

noch keine Eisenbahn gab, fuhren wir von Stawropol aus sechs Stunden lang auf Lastwagen durch die weite, baumlose Steppe. Sie schreiben in Ihrem Beitrag, daß man heute nur noch wenige Kamele in Kalmykien sieht. Nun, wir begegneten ungezählten Kamelkarawanen, sie beförderten Lasten. Sie schreiben, daß sie keine einzige Jurte mehr zu Gesicht bekommen haben. Nun, wir sahen Jurten noch auf Schritt und Tritt, auch ihre Nationalkleidung trugen die Kalmyken noch. Sie schreiben, daß Sie

Keine Spur von Buddhismus

entdecken konnten. Nun, wir haben in Elista noch ein buddhistisches Kloster besucht und mit Mönchen gesprochen. Wir konnten uns selbst davon überzeugen, daß die Sowjetregierung gegenüber Gläubigen keine Repressalien anwandte. In Ihrer Berichterstattung hat mich am meisten beeindruckt, was Sie über das gleichberechtigte Leben der kalmykischen Frau

FREIE WELT-Reporter erlebten die Kalmykische ASSR ein halbes Jahrhundert später als hochentwickelte Agrar-Industrie-Republik.

schreiben. Ich habe hier noch wörtlich, was man uns dort 1931 erzählt hat, ich lese es Ihnen vor: ‚Das Kalmykengebiet war unter der zaristischen Regierung so rückständig, daß die Frauen noch von den reichen Bauern, den Adligen und den Großgrundbesitzern gestohlen wurden, die sogar mehrere Frauen haben durften.

Eine Frau kostete 500 Rubel

so daß für den Armen keine Möglichkeit zu heiraten bestand. Die Frau war eine Sklavin, mußte alle Arbeiten verrichten und durfte nur zu Füßen ihres Mannes schlafen.‘ Besonders beeindruckt hat mich, daß alle Regierungsmitglieder Kalmyken waren und daß der Vorsitzende des Republiksparteikomitees der Kalmykischen ASSR ein früherer Schafhirte war; denn mein Vater war der Sohn eines Schafhir-

…überall in der Steppe wohnten die Kalmyken noch in Jurten.“

„Diese Kolchosbäuerin erzählte uns, daß das erste kalmykische Mädchen zum Studium nach Moskau delegiert worden ist.“

ten. Eine solche Entwicklung… Das war für uns geradezu unvorstellbar.
Von Kalmykien aus fuhren wir über Charkow und Dneprstroi wieder nach Moskau zurück, von wo aus wir noch Leningrad besuchten.

Wieder in Deutschland

habe ich im Jahre 1932 über hundert Vorträge über meine sowjetischen Reiseeindrücke gehalten. Im Oktober 1932 flatterte dann auch folgerichtig ein Strafbefehl an die Kontoristin Hilde Zöllner ins Haus (siehe Seite 19). Ich war in einer Versammlung in Rothenburg (Saale) als Rednerin aufgetreten. Ich hatte nicht nur, wie in diesem Strafbefehl steht, über die Ziele und Aufgaben der IAH gesprochen, sondern natürlich auch über unsere Sowjetunionreise.
Ich habe hier einen Ausschnitt des Hallenser Blättchens ‚Der Nazi‘, Jahrgang 1932. Da ist über das Auftreten von uns ‚Rußlandreisenden‘ zum Beispiel zu lesen: ‚Ausgerechnet die IAH (lies: I-ah!) hatte hier dieser Tage im ‚Wintergarten‘ eine ihrer sogen. ‚Kundgebungen‘ veranstaltet, in der angeblich Mitglieder einer Arbeiter-Delegation ihre Eindrücke über das ‚Arbeiterparadies‘ zum Besten geben sollten. Zuerst verzapfte der sozusagen parteilose Leuna-Arbeiter Karich, der mit seinem Sommerurlaub nichts Gescheiteres anzufangen wußte, als einen kleinen Abstecher in die Sowjetunion zu machen, allerlei höheren Blödsinn über die ‚Segnungen‘ des jüdischen Bolschewismus im heutigen Rußland.
Als zweiter Referent stellte sich Genosse Rheinheimer (!) den erstaunt aufhorchenden Zuhörern auch als ‚Arbeiter‘-Delegierter vor, um gleichfalls allerlei interessante Märchen über das ‚gelobte Land, wo Milch und Honig fließt‘, zu erzählen.
Als Nr. 3 präsentierte sich die sattsam bekannte eifrige Gegnerin des Abtreibungsparagraphen 218 und wohlbestallte IAH-Funktionärin, Ehefrau Hilde Zöllner (Halle), die Sowjetrußland natürlich als das Eldorado der werktätigen Frauen… anpries.‘
Der ‚sozusagen parteilose Leuna-Arbeiter Karich‘ verlor als ‚Rußlandreisender‘ seine Arbeit, der Genosse Rheinheimer, seit 1908 Mitglied der SPD, wurde auf Grund seiner Reise aus der Partei ausgeschlossen. Ich bin

Nach 1933

einige Male von der Gestapo heimgesucht worden oder wurde vorgeladen. Für mich ist es heute noch ein Wunder, daß die Gestapo die versteckten Papiere, Fotos, Zeitungsartikel bei den Haussuchungen nicht gefunden hat. Das meiste hatte ich eingerollt in die hohlen Metallgardinenstangen gesteckt, die an beiden Seiten mit einem Knauf verschlossen wurden. So konnte ich auch einen Kalender von 1932 bewahren, in dem ich jede Veranstaltung, bei der ich als Rednerin aufgetreten war, eingetragen hatte und auch die Anzahl der anwesenden Personen.

12 285 Zuhörer

waren es allein im Jahre 1932. Das Interesse an dem Land, in dem die Arbeiter und Bauern die Macht ausübten, war ungeheuer groß. Hier, sehen Sie, vom 18. bis 23. Januar 1932 waren es sechs Versammlungen, am 19. Januar sogar zwei an einem Tag, und 1150 Personen waren insgesamt anwesend; in Zörbig waren sogar vierhundert Personen erschienen, in Eilenburg sechshundert, in Annaberg vierhundertfünfzig… Auf unseren Plakaten stand nicht umsonst ‚Erscheint in Massen‘.
Obwohl ich ab 1956 noch sechsmal in der Sowjetunion war, beneide ich Sie ein bißchen darum, daß Sie

Die Kalmykische ASSR heute

gesehen haben. Nun, dafür waren wir die erste ausländische Delegation, die das Volk der Kalmyken nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution kennenlernen durfte.“

Den Text zeichnete Gisela Reller auf, die Fotos stammen aus dem Privatbesitz von Hilde Resch, 2 Zusatzfotos: Steinberg, Reller

Internationale Forschung – wie intensiviert man sie?

Im September vorigen Jahres konnte Ihnen unser Botschafter in Moskau die Berufungsurkunde zum Auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR überreichen. Ihre Kontakte mit der Forschung in unserer Republik reichen jedoch viel weiter zurück?

Ich beschäftige mich seit langem mit Fragen der Plasmaphysik, und gerade auf diesem Gebiet forsche ich seit fast drei Jahrzehnten zusammen mit DDR-Kollegen. Bei den Arbeiten zur gesteuerten Kernfusion haben wir ein interessantes gemeinsames Forschungsprogramm. Und in letzter Zeit arbeiten wir auch sehr eng auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Gerätebaus, der Mikroelektronik und der Rechentechnik zusammen.

Forschungsdisziplinen, die auch in den fünf Hauptrichtungen des Komplexprogramms der wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit der RGW-Länder bis zum Jahre 2000 nicht von ungefähr eine wesentliche Rolle spielen…

Ja, die Intensivierung der Forschung hängt heute mehr denn je von der Organisation und ihrer Ausstattung mit wissenschaftlichen Geräten ab. Zum Beispiel haben wir jetzt zusammen mit unseren ungarischen Kollegen für das Untersuchungsprogramm am Tokamak – dem Versuchsreaktor zur gesteuerten Kernfusion – ein automatisiertes Meßsystem geschaffen, das allein Dutzende Millionen Rubel kostet. Daran erkennen Sie die aufwendigen Dimensionen solcher Experimente. Die Computertechnik, ihre aktive Nutzung in der Forschung und der moderne wissenschaftliche Gerätebau sind wichtige Mittel zur Intensivierung der Wissenschaft, wo wirklicher Fortschritt kaum noch ausschließlich mit „klugen Einfällen auf dem Papier" erreicht wird.

Mehr Konsequenz bei der Realisierung wissenschaftlich-technischer Ideen wurde ja auch auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU gefordert, an dem Sie als Delegierter teilnahmen. Welche Aufgaben stehen hier vor Ihren Wissenschaftlern?

Es geht einmal um die Aufarbeitung der angesammelten Kenntnisse, des ungehobenen Wissensschatzes, der zu konkreten neuartigen technologischen Lösungen in der Volkswirtschaft führen muß. Und das unverzüglich! Wir verfügen über eine ganze Reihe von international hervorragenden wissenschaftlichen Lösungen zur besseren Verwertung der Rohstoffe und zur Schaffung effektiverer Energiesysteme. Wir haben eine Vielzahl höchst interessanter Lösungen auf dem Gebiet der Computertechnik und Biotechnologie sowie neue Laser- und Plasmatechnologien gefunden. Diese müssen jetzt schnellstens die Gestalt von Produktionsprozessen und Produktionsprodukten annehmen.

Dabei wird ja von den Wissenschaftlern, Konstrukteuren und Erfindern gefordert, sich nicht mehr auf den Durchschnitt zu orientieren, sondern sich auf grundsätzlich neue Lösungen zu konzentrieren. Wie soll das durchgesetzt werden?

Wir schaffen jetzt neben den Laboratorien und Forschungsinstituten der Industrie übergreifende wissenschaftlich-technische Komplexe, wo Wissenschaft und Produktion ineinander übergehen. Gute Erfahrungen mit solcher Organisationsform hat schon das Paton-Institut für Schweißtechnik in Kiew gemacht. Und am Vorabend unseres Parteitages ist zum Beispiel bei Moskau ein solcher Komplex für Lasertechnologie von mir eröffnet worden. Die Anwendung des Lasers gehört zu den Schlüsseltechnologien unserer Zeit. Sein Lichtstrahl ersetzt schon viele Methoden der Werkstoffbearbeitung und erschließt völlig neue Möglichkeiten. Das neue Zentrum hat zwei Aufgaben zu lösen: die gesamte Volkswirtschaft so schnell wie möglich mit den benötigten Industrielasern zu versorgen und bei der Entwicklung und Produktion dieser Laser wissenschaftlich-technisches Weltniveau zu garantieren. Mit den Einrichtungen, aus denen der Komplex hervorgegangen ist, arbeiten übrigens die DDR und Bulgarien sowie andere sozialistische Länder schon erfolgreich zusammen, und diese Form ist ein sehr effektiver Weg des „Technologie-Transfers" zwischen unseren Wissenschaftspotentialen…

In dem erwähnten Komplexprogramm bis zum Jahre 2000 werden ja auch gerade die vereinten Anstrengungen zur Schaffung von Lasertechnologien betont. Welche anderen Zentren solcher Art werden in der Sowjetunion schon in der nächsten Zeit hinzukommen?

Vorgesehen ist beispielsweise ein Zentrum für Biotechnologie. Und im Aufbau begriffen ist ein Computerzentrum. Um die Voraussetzungen dafür zu schaffen, im Lande nicht nur Tausende, sondern Millionen von Rechnern zu produzieren. Die Schaffung eines sogenannten Supercomputers, der bis zu 300 Millionen Operationen in der Sekunde schafft, ist nämlich nur die eine Seite der Probleme, an denen wir zur Zeit intensiv arbeiten. Zweifellos werden wir schon bald keine größeren ingenieurtechnischen Aufgaben mehr lösen, die Einführung moderner Systeme der automatisierten Produktion nicht mehr gewährleisten können und bei der Entwicklung von hochintegrierten Bausteinen selbst nicht mehr weiter vorankommen, wenn wir nicht über solche Supercomputer verfügen. Doch andererseits brauchen wir auch kleinere, aber leistungsfähige Computer für den Massenbedarf. Deshalb wurde die Aufgabe gestellt, noch in diesem Planjahrfünft die Massenproduktion von Personalcomputern zu realisieren, welche nicht nur der Mathematiker, sondern auch der Konstrukteur, Technologe, Arzt, Ökonom, Architekt nutzen kann – kurzum: Menschen der verschiedensten Berufe, bis hin zu humanwissenschaftlichen Fachrichtungen. Hier ist ein gewisser Rückstand aufzuholen, zu dem es in den letzten Jahren gekommen ist.

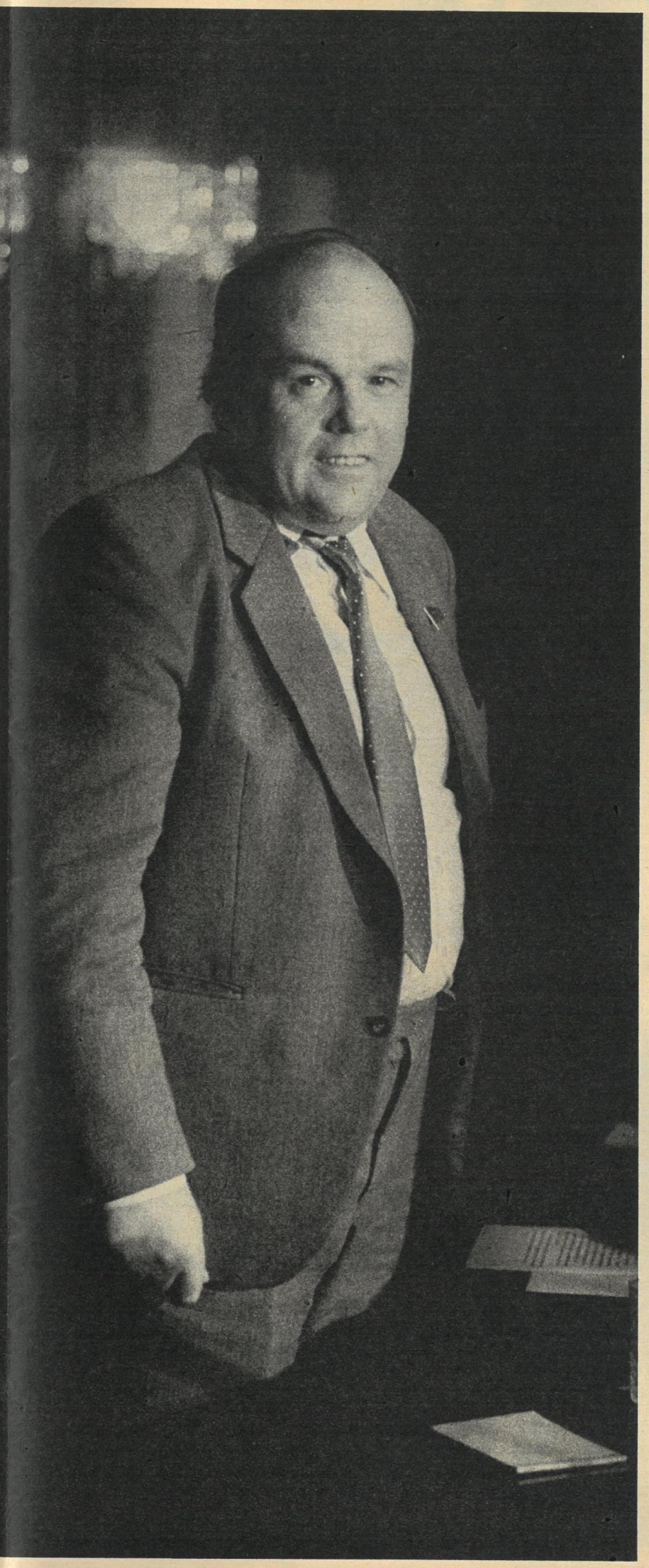
Die „Computerisierung" soll also viele Lebensbereiche der Gesellschaft erfassen. Dabei geht es ja wohl nicht nur um die Bereitstellung der entsprechenden Geräte, sondern auch um Erziehungs- und Ausbildungsfragen.

Ja, ich bin davon überzeugt, daß im Zeitalter der Computer diese Vorbereitung sehr früh beginnen muß. Auch dafür müssen wir die entsprechenden materiellen Mittel schaffen. Letztendlich geht es doch um die Herausbildung einer neuen Denkweise, neuer Arbeitsgewohnheiten und beruflicher Fertigkeiten. Lassen Sie mich das an einem Beispiel illustrieren: Eigentlich hat es der Mensch bei der Konstruktion von Werkstücken mit Gegenständen einer dreidimensionalen Welt zu tun, wie sie ihn mit ihren drei Ausdehnungen in die Länge, Breite und Höhe umgibt. Doch alle Konstruktionsunterlagen werden traditionell in Aufrißform auf dem zweidimensionalen Papier erstellt. Das ändert sich nun grundlegend, da der Konstrukteur an seinem Computer „3-D-Bilder" entstehen lassen und bearbeiten kann…

Professor Jewgeni Pawlowitsch Welichow, geboren 1935, ist Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, stellvertretender Direktor des Kurtschatow-Instituts für Atomenergie und Leiter des Lehrstuhls für Atomphysik an der Moskauer Lomonossow-Universität. Seine wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen sich mit Fragen der Plasmaphysik und der gesteuerten Kernfusion, der MHD-Energetik sowie der Quantenelektronik. Er ist der Leiter des sowjetischen Programms zur gesteuerten Kernfusion, Lenin- und Staatspreisträger der UdSSR, Mitglied der Königlich-Schwedischen Akademie für Ingenieurwissenschaften und Auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR.

Auf ein Wort, Herr

Der Computer für jedermann – nur eine Illusion?



Seit vor zwei Jahren in der Akademie der Wissenschaften der UdSSR eine spezielle Abteilung für Informatik, Rechentechnik und Automatisierung geschaffen wurde, leiten Sie auch diesen wichtigen Forschungsbereich. Ist das neben Ihrer Arbeit auf dem Gebiet der Kernfusion nicht eine zu große Belastung für Sie?

Um ehrlich zu sein: Durch meine Wahl zum Vizepräsidenten der Akademie verringerte sich natürlich mein Arbeitsanteil auf dem Gebiet der thermonuklearen Physik. Andererseits aber bekam ich bessere organisatorische Möglichkeiten – konnte mich der Forcierung von Informatik und Rechentechnik widmen. Anfang der 60er Jahre war bei uns beschlossen worden, die sich mit Informationsverarbeitung und Rechentechnik befassenden Institute an die Industrie abzugeben. Das war damals ein richtiger Beschluß und beschleunigte die Entwicklung der Automatisierungsindustrie, wo wir das Niveau mitbestimmen. Das Fehlen entsprechender Akademie-Forschungen auf dem Gebiet der Informatik und Rechentechnik führte aber in den letzten Jahren zu einem merklichen Wissensrückstand. Dieser Fehler mußte schnell und mit Konsequenz korrigiert werden, und ich konnte und wollte mich meiner Verantwortung hier als Wissenschaftsorganisator nicht entziehen.

Weil wir gerade von der Verantwortung sprechen: Wissenschaft und Technik haben dem Menschen in unserem zu Ende gehenden Jahrtausend den Zugang zu mächtigen Naturkräften erschlossen. Wie beurteilen Sie dabei die Verantwortung des Forschers?

Wenn man die Frage nach der Verantwortung des einzelnen Wissenschaftlers stellt, hängt vieles davon ab, was man unter dem Wort „Forschungen“ versteht. Was man heute in entsprechenden Laboratorien auf dem Gebiet der Militärtechnik im Zusammenhang mit den „Sternenkriegs“-Plänen der USA entwickelt, hat mit echt wissenschaftlicher Suche nach neuen Erkenntnissen kaum noch etwas zu tun. Das muß auch jedem klar sein, der sich daran beteiligt. In der Tatsache, daß der Wissenschaftler von heute über seine Entdeckungen und Erfindungen kaum noch selbst verfügen kann, sehen manche Forscher dort einen hinreichenden Grund, sich der Verantwortung für die künftige Anwendung und den Mißbrauch zu entziehen. Doch längst vorbei sind die Zeiten, da Wissenschaftler bei ihren Forschungen nicht daran zu denken brauchten, ob deren Resultate den Menschen zum Nutzen gereichen werden. Heute ist die Forschung und die Verantwortung dafür von den Geschicken der ganzen Menschheit nicht mehr zu trennen.

In dieser Erkenntnis wandten sich die Wissenschaftler der UdSSR in einem Appell gegen das SDI-Projekt an die Weltöffentlichkeit, der auch von Ihnen unterschrieben wurde ...

Um es ganz klar zu sagen: Ein Wissenschaftler muß sich immer der Wahrheit verpflichtet fühlen. Das ist das Credo der wissenschaftlichen Ethik, die den äußerst empfindlichen Nährboden geistig-schöpferischen Schaffens bildet. Die Formen der Beteiligung eines Wissenschaftlers am Ringen um die Erhaltung des Lebens auf Erden sind heute ganz mannigfaltig. Es sei hier an den langjährigen Kampf um den Sieg der Prinzipien des Humanismus erinnert, den die Weltassoziation der Wissenschaftler seit ihrer Gründung führt. Zu nennen sind auch die Aktivitäten der bedeutenden Gelehrten der Welt, die in der Pugwash-Bewegung vereint sind. Es ist heute die Pflicht eines jeden Wissenschaftlers, nicht nur gegen die Nebenwirkungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts zu kämpfen, die der Menschheit schaden oder sie in Gefahr bringen können, sondern auch die indirekten Folgen eines jeden falschen oder unbedachten Schritts in der Forschung vorauszusehen und zu verhüten. Der Humanismus muß zu einem unabdingbaren Wesenszug eines jeden Wissenschaftlers werden!

Das Gespräch führte
in Moskau Dr. Dietrich Pätzold

Foto: Volkmar Billeb

Professor!

Das ganze Kiew ist ein Museum? Kiew ist kein Museum. Kiew ist 1500 Jahre alt, die Ausgrabungen beweisen es. Kiew ist eine pulsierende Millionenstadt mit weltbekannten wissenschaftlichen Instituten und Sportstätten und zwölf Theatern. Kiew besitzt dreißig Museen. Am bekanntesten das Höhlenkloster, das Leninmuseum, das Ukrainische Staatliche Museum für die Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges, das Museum für Historische Wertgegenstände der UdSSR. Das heiterste Museum, nahe der Stadt, mit dem Bus erreichbar, stellen wir hier vor: Das Staatliche Museum für Volksarchitektur und Lebensweise der Ukrainischen SSR.

Denkmal der sagenhaften Kiew-Gründer Kii und Geschwister

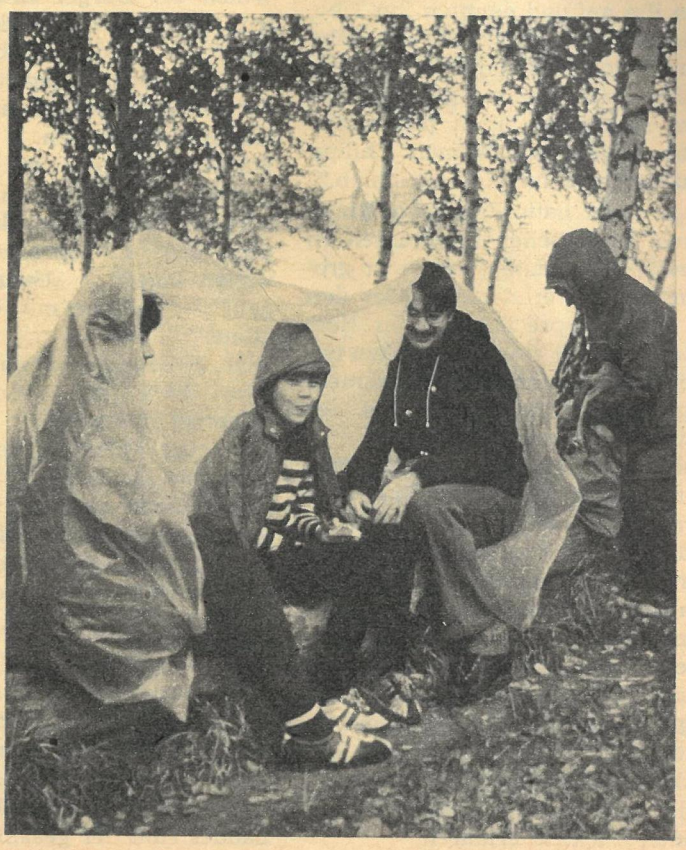
Fragen kommen auf: Warum, trotz aller Kriege, sind diese alten Bauten erhalten? Weshalb strömen Sonntag für Sonntag Tausende Besucher aus Kiew und von weither nach Pirogowo? Nostalgie, Sehnsucht nach der Vergangenheit? Kontrastprogramm zu Fernheizung und Farbfernsehen? Achtung vor den Ahnen ist Voraussetzung für das Überleben der alten Bauten. Die Besucher in dem Museum zum Anfassen bewegen sich mit heiterer Gelassenheit: Wer sich so die eigene Herkunft erwandern kann! Architektur und Musik, sagte Feuchtwanger einst, haben eines gemeinsam – Harmonie.

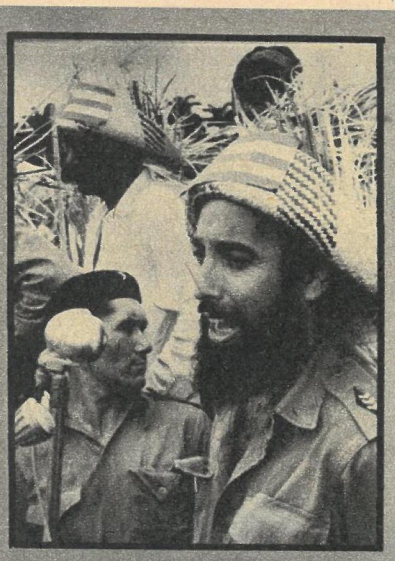
Volksversammlung

Das Dörfchen heißt Pirogowo. Einwohner hat es nicht. Dafür um so mehr Wasser- und Windmühlen, Schmiede, Stellmacherei, Bauernhäuser, Viehställe und Backöfen, Dorfkirche mit Ikonen drinnen und uralten Grabsteinen draußen. Die Bauwerke versammelten sich hier aus allen Landschaften der Ukraine. Das älteste Häuschen stammt aus dem Jahr 1587. Es hat nicht mal einen Schornstein.

Beim Besuch stand Sommer im Kalender, im Wetterbericht April. Den Sonnenblumen und Melonen hinter den Häusern war es recht. Den als Bäuerinnen gekleideten Aufsichtsdamen in den Bauernhäusern auch. Sie strickten und stickten den Besuchern was vor. Die Pferde und Kühe nahmen es gelassen. In der Schmiede wurde weitergearbeitet. Nur den Musikinstrumenten war es nicht recht. Wenn ein Schauer über Geige, Flöte und Zymbal huschte, breiteten die Musikanten aus der Gegend von Odessa, aus Poltawa oder den Karpaten ihre Jakken über die Instrumente. Wenn der Schauer vorüber war, spielten sie weiter. Die Besucher ließen sich von den Tanzensembles anstekken. Sie riskierten selbst eine Sohle. Die Töpfer aus Oposchnja zogen die Plastfolie, genau wie die Besucher, von den Puppen. Die Töpferscheibe wurde abgetrocknet und drehte sich von neuem. Zum Spaß der Kinder. Am liebsten hätten sie in den Ton gefaßt und mitgemanscht. Vielleicht ist da ein Berufswunsch angewurzelt. Sein ganzes Leben lang mit Eierpampe spielen. Und damit noch sein Geld verdienen. Unter Musikbegleitung und vor staunenden Zuschauern. So haben sich die Menschen einst den Schöpfer vorgestellt.

Dieter Heimlich (Text)
Lothar Willmann (Foto)





Nach dem Sieg über die Batista-Diktatur zog die Rebellenarmee mit Fidel Castro am 8. Januar 1959 in Havanna ein. Ein Mitstreiter Fidel Castros und des legendären Revolutionärs Che Guevara, Dr. Antonio Núñez Jiménez (Foto links), erinnert sich, welche Höhepunkte, Krisen und politischen Auseinandersetzungen das erste Jahr nach dem Sieg brachte. Stets war er an der Seite Fidel Castros, unternahm mit ihm viele Fahrten ins Land zu den Bauern und Köhlern, den Viehzüchtern und Arbeitern. Was sie dabei erlebten, hält er in seinem Buch „Unterwegs mit Fidel" fest, das im Dietz Verlag erscheint.

Fidel Castro (links) erhält vom Creek-Häuptling eine Friedenspfeife.

Am 16. Juli 1959 begleiten wir Fidel, als er einen Routinebesuch bei der Nationalbank Kubas abstattet. Bei dieser Gelegenheit empfängt er den Häuptling des Dorfes Pájaros Blancos. Der Creek-Indianer hatte kürzlich um einen Besuch bei Fidel Castro gebeten. W. A. Raifford, Stammeshäuptling und protestantischer Reverend, trägt das Festkleid der Indianer und einen prächtigen Kopfschmuck aus Adlerfedern, die ihm über die Schultern fallen. Raifford reicht dem Ministerpräsidenten Kubas die lange Friedenspfeife, dann tauft er ihn auf den indianischen Namen Spiheechie Meeko, was „Großer Kriegshäuptling" bedeutet. Fidel lädt Raifford zu einem Essen ein, und bei Tisch stellt sich heraus, daß der Indianer im zweiten Weltkrieg gekämpft hatte. Auf eine entsprechende Frage Fidels sagt der Reverend: „Mein Großvater nannte sich Philipp Raifford, und nach ihm ist die Gemeinde Raifford in Oklahoma benannt. Er wurde beim Überfall eines Indianerstammes entführt, seine Eltern kamen ums Leben. Die Indianer zogen ihn auf und nannten ihn Tibo, was ‚Weißer Junge' bedeutet. Tibo wurde von Oberst McIntosh, dem Führer der Creeks, gekauft, der ihm zivilisierte Sitten beibrachte. Tibo erhielt den Namen Philipp Raifford, von ihm stamme ich ab."

Tage zuvor hatte Fidel eine Einladung kubanischer Emigranten in New York erhalten, auf einer großen Gedenkveranstaltung für den 26. Juli zu sprechen, die in New York stattfinden soll. Da es ihm unmöglich ist, daran teilzunehmen, sagt Fidel, solle ich ihn auf der Kundgebung vertreten.

Bei dieser Gelegenheit informierte er mich über die Haltung Präsident Urrutias, die so negativ ist, daß er, Fidel, ernsthaft an seinen Rücktritt vom Posten eines Ministerpräsidenten der Revolutionären Regierung denke. An jenem Abend komme ich abends nach La Cabaña. Als ich die Sachen für die Reise in die Vereinigten Staaten packe, ruft Fidel an und sagt mir: „Alea iacta est." Die Würfel sind gefallen. Ich verstehe. Fidel wird noch an diesem Abend seinen Rücktritt erklären.

Kuba braucht dich!

Fidel befand sich in einem ernsten Dilemma. In den letzten Wochen hatte Urrutia vom Präsidentenpalast aus eine offen reaktionäre, antikommunistische Kampagne geführt, mit der er sich faktisch zur heimtückischen Propaganda des Imperialismus und der Feinde der Revolution bekannte, die das Volk verwirren und spalten sollte.

Wahrscheinlich war Fidel sich selbst nicht darüber im klaren, welche Reaktion sein Schritt bei der Bevölkerung auslösen würde. Als die Studenten von dem Rücktritt erfahren, erstürmen sie die Freitreppe der Universität, in den Fabriken versammeln sich die Arbeiter, die Straßen Havannas verwandeln sich in einen brodelnden Kessel. Die Menschen sind erstaunt über diesen Schritt, und sie bekunden ihre Zuneigung zu Fidel Castro.

Bis zum Mittag ist ganz Havanna, sind Wohnhäuser, Busse, Lehranstalten und Fabriken mit Losungen beschrieben, die keinen Zweifel am Willen der Bürger lassen: „Rücktritt – wozu?" – „Mit Fidel bis zum Sieg!" – „Fidel, Kuba braucht dich!" Am selben Tag stellt sich Fidel den Fernsehkameras, um seine Haltung zu erklären.

Während Fidel im Fernsehen spricht, sitzt Urrutia im Palast und hört zu. Von unten dringen empörte Rufe und Sprechchöre: „Wir wollen Fidel!" – „Urrutia soll gehen!" – „Nieder mit Urrutia!" – „Raus!"

Dem Präsidenten bleibt keine andere Wahl, als seinerseits den Rücktritt zu erklären.

Als neuer Präsident der Republik wird Osvaldo Dorticós Torrado benannt. Doch noch herrscht allgemein Unsicherheit. Fidel hält seinen Rücktritt vom Posten eines Ministerpräsidenten aufrecht.

Die Forderung des Volkes nach Rückkehr Fidels an die Regierungsspitze ist so groß, daß die Gewerkschaftsorganisation unter dem Druck der Arbeiter einen einstündigen Streik verkündet. In Havanna und allen Städten des Landes ruht der gesamte Verkehr.

Stunden danach wimmelt es in Havanna von Menschen. Bauern sind in die Hauptstadt gezogen, schlagen ihre Macheten aneinander und rufen: „Fidel soll zurückkommen!" Wie ein gewaltiger Strom ergießt sich eine tausendköpfige Menschenmenge zum Präsidentenpalast, um dort ihre Forderung zu wiederholen.

Am 25. Juli rücken mehr als zehntausend Reiter in die Hauptstadt der Republik ein, geführt von Comandante Camilo Cienfuegos. Er fordert damit die Rückkehr Fidels an die Regierungsspitze. Der von allen erwartete große Tag, der 26. Juli, bricht an. Um 12 Uhr mittags läuten die Glocken der Kirchen Havannas zum Gruß an den Jahrestag des Angriffs auf die Moncadakaserne. In allen Straßen Havannas singen die Menschen die Hymne des 26. Juli und die Hymne von Bayamo. Fabriken, Autos und Schiffe lassen ihre Hupen und Sirenen ertönen.

Um vier Uhr nachmittags betritt Fidel die Tribüne, die auf dem Balkon der Nationalbank gegenüber dem Platz mit dem Denkmal José Martis errichtet ist. Vor ihm stehen eine Million Kubaner, Hunderte von Journalisten aus aller Welt und mehrere Kameras US-amerikanischer Fernsehgesellschaften.

Präsident Dorticós spricht. Es gibt eine Forderung, so sagt er, die vom ganzen Volk ausgeht und die er hier der Bevölkerung als direkte Frage vorlegen will: „Wollt ihr, daß Doktor Fidel Castro an der Spitze der Regierung bleibt oder nicht?"

Eine Million Sombreros fliegen in die Luft. Hunderttausende Macheten schlagen mit metallischem Klappern aneinander, und das lautstärkste „Ja!", das je den Bürgerplatz erschüttert hat, dringt über Funk und Fernsehen in die Welt.

Minuten später übergibt Faustino Pérez Fidel einen Scheck über zwanzig Millionen Peso für die Agrarreform, die den Leuten abgenommen worden sind, die sich unter der Batistadiktatur bereichert hatten.

Als Dorticós bekannt gibt, daß Fidel bereit ist, wieder an die Spitze der Regierung zu treten, fliegen erneut die Sombreros in die Luft, klappern die Macheten und ertönen Freudenrufe aus der Menge.

Häuser für die Bauern

Vom Tal von Ancón aus fliegen wir mit dem Hubschrauber, um uns von den Fortschritten der Viehwirtschaftsgenossenschaft El Rosario zu überzeugen. Sie liegt zwischen der Sierra de los Organos und dem Hafen La Esperanza. Von oben erkennen wir, daß der Bau der neuen Siedlung mit ihrem Schulzentrum, dem medizinischen Komplex und den Häusern der Genossenschaftsbauern vorangeht. Wir überblicken die 376 Caballerias Land, die zur Finca (Landgut) gehören und auf denen bereits rund viertausend Rinder weiden (Caballeria = 13,43 Hektar). Nach der Landung umringen uns die Bauern. Sie wollen Fidel begrüßen, und es entspinnt sich ein angeregter Dialog. Sie äußern sich zu Problemen der neuen Ge-

Mit dem Hubschrauber nach EL Rosario

meinschaft, über den Typ der Wohnungen, wie sie ihn bevorzugen, über Probleme der Produktion und des Verbrauchs – alles in allem ein unschätzbarer Reichtum an Erfahrungswerten.

Es macht froh zu sehen, welche Lebensfreude in Rosario herrscht. Die Felder dieser Finca waren ehemals Schauplatz brutaler Bauernvertreibungen, die der Landbesitzer angeordnet hatte. Mehr als siebzig Familien ließ er durch die alte Armee vertreiben, um Platz für Rinder zu schaffen. Heute leben hier über dreihundert Bauern, glücklich, Herren ihres Bodens und ihrer Zukunft zu sein.

Vor einigen Wochen ist in der verwüsteten und bedrückenden Siedlung El Rosario der erste Versuch gemacht worden, die Bohios (Hütte aus Palmwedeln) durch richtige Häuser zu ersetzen. Fidel hat die Bauleute ermahnt, die Häuser nicht zu eng nebeneinander zu stellen, damit den Bedürfnissen der Bauern Rechnung getragen wird, die gern in gewissem Abstand voneinander leben. Jetzt, da er wieder hier ist und die fast fertigen Häuser besichtigt, beklagen sich die Bauern. Die Architekten haben ihr Versprechen nicht gehalten und alle Häuser dicht nebeneinander gebaut.

Fidel ist sich der Notwendigkeit bewußt, die Mentalität der Bauern zu respektieren und geduldig für die Entwicklung des Bewußtseins und des kulturellen Niveaus der Menschen zu wirken. Erst später werden sie verstehen können, daß Boden und Gebäude rationell genutzt werden müssen und man deshalb unter Umständen auch mehrstökkige Wohnhäuser baut. Wenn man dieses Verständnis erreichen will, dann darf man keine Entwicklungsphasen überspringen.

Als Fidel die Beschwerden der Bauern anhört, ärgert er sich, daß es jenen Architekten an Sensibilität fehlt, er bittet um Entschuldigung und will von den Bauern hören, wie man die entstandene Situation verbessern kann.

Von der Großen Höhle von Santo Tomás fahren wir zum Militärlager Guanito und erklimmen die kiefernbestandenen Hügel. Hier erwartet uns Comandante Antonio Sánchez Diaz, genannt Pinares. Das Gespräch dreht sich um allerlei Geschichten aus dem Befreiungskrieg. Wenn ich an jene Begegnung zurückdenke, fällt mir immer wieder eine bezeichnende Anekdote ein. Nicht einmal im Scherz gestand Fidel die Möglichkeit zu, daß die Revolution besiegt werden könnte. Mit dem ihm eigenen Humor fragt Pinares den Oberkommandierenden:

„Fidel, warum erklärst du nicht den Vereinigten Staaten den Krieg?“ – „Und warum sollte ich?“ – „Na, hast du dir einmal klargemacht, was passiert war, nachdem Japan und Deutschland nach der Kriegserklärung von den Vereinigten Staaten besiegt worden waren?“ – „Was denn?“ will Fidel wissen. – „Na, die Vereinigten Staaten kümmerten sich um Japan und Deutschland und halfen ihnen, sich wirtschaftlich zu entwickeln. Also, wenn Kuba sie angreifen würde, dann würden sie uns auch bei der Entwicklung helfen.“

Fidel hört Pinares aufmerksam zu. Er blickt ihn streng an und fragt: „Und was ist, wenn Kuba den Krieg gegen die Vereinigten Staaten gewinnt?“

Laute und deutliche Worte

Ehrlichkeit in der Arbeit der Administration ist ein wesentlicher Punkt, aus dem sich erklärt, warum die Revolutionäre Regierung bei der Bevölkerung so rückhaltloses Vertrauen genießt.

In diesem Zusammenhang sei berichtet, daß die Zeitung „Havanna-Post“ im September 1959 einen boshaften Kommentar veröffentlichte. Er befaßt sich mit einer Versicherungsagentur, die von einem Verwandten Fidel Castros eröffnet wurde und den Bauern, wenn sie von der Agrarreform Land erhalten haben, Versicherungspolicen verkaufen will.

Dieses Geschäft, so behauptet der Kommentar, wird Millionen von Peso einbringen. Der Vorstand habe sich bereits mit seinen Büros im INRA (Nationales Institut für Agrarreform – d. Red.) etabliert.

Als Fidel von der Sache hört, geht er sofort ins INRA, um festzustellen, was an der Information der „Havanna-Post“ wahr ist.

Fidel kommt in mein Arbeitszimmer und fragt sichtlich verstimmt, was ich von der Nachricht in der „Havanna-Post“ wüßte. Ich sage ihm, daß mir der Vorgang absolut unbekannt ist und daß ich auch nichts davon weiß, daß einer seiner Verwandten in irgendeinem Büro des INRA angestellt sei. Wir rufen den Verwalter, und der erklärt uns, er habe der Errichtung jenes Büros zugestimmt, weil es sich ja um einen Angehörigen des Ministerpräsidenten handele, und er dachte, daß jener vom Antrag wisse.

Der Oberkommandierende wird in seinem Zorn so laut, daß seine Worte noch im Vestibül des Stockwerks, in dem die Journalisten sitzen, deutlich zu verstehen sind.

Fidel ist wegen des moralischen Aspekts der Sache und wegen des Vorteils, den die Konterrevolution daraus schlagen könnte, außer sich vor Ärger. Er macht dem Verwalter klar, daß er ihn bestrafen muß, damit niemand dem Irrtum verfällt, er, als Chef der Regierung, habe ein solches Geschäft gedeckt. Eigenhändig entwirft er die Resolution Nummer 35 des INRA vom 24. September 1959, die in der „Gaceta Oficial“ der Republik veröffentlicht wird und die „den Personal- und Verwaltungschef für die Dauer eines halben Jahres seines Amtes enthebt. Er wird nach Cayo Largo versetzt und wird dort die Arbeiten an touristischen Objekten beaufsichtigen…“

Im Hochsommer 1959 ist die antikommunistische und antisowjetische Hetze des Yankee-Imperialismus und der kubanischen Bourgeoisie auf dem Siedepunkt. Einige revolutionäre Führer werden öffentlich beschuldigt, geheime Verbindungen mit sowjetischen Führern zu unterhalten. Aus jener Zeit erinnere ich mich an zwei Begebenheiten, die verdeutlichen, wie sich Fidel in der damaligen Situation verhielt. Die erste war, daß der junge Kommunist Oscar Pinos Santos, Leiter der Produktionsabteilung des INRA, zu Fidel ging, um ihm zu offenbaren, er sei Mitglied der Sozialistischen Volkspartei und hege große Bewunderung für die Sowjetunion.

„Das einzige, was die kubanische Revolution von der Sowjetunion trennt, ist die geographische Lage“, antwortet Fidel, um Pinos Santos jede Sorge in bezug auf seine Weltanschauung zu nehmen.

Die zweite trägt sich am 16. Oktober 1959 zu. Camilo Cienfuegos informiert Fidel über eine Begegnung mit einem sowjetischen Journalisten im Hotel Habana Riviera und sagt, daß Alexander Alexejew gerne mit dem Ministerpräsidenten sprechen möchte. Acht Monate zuvor hatte Alexejew ein Visum beantragt, um als TASS-Korrespondent nach Kuba zu reisen, und unsere Botschaft in der Schweiz erteilte ihm dieses Visum.

Fidel bedeutet mir, ich sollte Alexejew sagen, daß er ihn empfangen und mit ihm reden will. Das Treffen findet im obersten Stockwerk des INRA-Gebäudes statt, von kubanischer Seite sind nur Fidel als Präsident und ich als Exekutivdirektor dieser Institution anwesend.

Alexejew spricht von der großen Bewunderung, die das sowjetische Volk für die kubanische Revolution und besonders für Fidel hegt. Er sagt, daß die sowjetische Partei und Regierung seine revolutionäre Persönlichkeit und das Werk schätzen, das er für den sozialen Fortschritt Kubas leistet.

Wir reden über die inoffiziellen Gespräche, die ich am 26. Juli 1959 in New York mit den Direktoren einer sowjetischen Ausstellung geführt habe, die dort gerade gezeigt und von Anastas I. Mikojan eröffnet wurde. Ziel der Gespräche in New York war, sie nach Kuba zu bringen.

Zwischen Fidel und Alexejew stellt sich schon bei dieser ersten Begegnung eine lebhafte Sympathie her. Fidel hört Alexejew aufmerksam zu und erklärt die Bereitschaft der Revolutionären Regierung, Handelsbeziehungen mit den Sowjets herzustellen, wenn der geeignete Zeitpunkt gekommen sei.

Alexejew greift das auf: „Daß wir die ökonomischen Beziehungen herstellen – damit können wir schon rechnen. Aber was ist mit den diplomatischen?“ – „Es ist besser“, antwortet Fidel, „wenn wir erst miteinander reden. Im Augenblick müssen wir so weitermachen wie bisher, weil wir Zeit brauchen, um die Bedingungen zu schaffen. Erinnere Dich an einen Artikel Lenins, in dem er sagte, wenn man eine neue Politik anwenden oder neue Ideen einführen will, dann muß man die Massen überzeugen, sie an diesen Entscheidungen teilhaben lassen! Das werden wir tun. Der Gedanke, die Ausstellung herzubringen, ist ausgezeichnet, und Núñez, der in New York gewesen ist und sie dort gesehen hat, war sehr beeindruckt. Das ist eine Möglichkeit, dem kubanischen Volk die Fortschritte der Sowjetunion zu zeigen. Die Ausstellung könnte ein erfolgversprechender Auftakt sein, findest Du nicht?“ Als wir anstoßen, bringt Fidel einen Trinkspruch aus: „Das Wichtigste sind jetzt nicht die diplomatischen Beziehungen, das Wichtigste ist, daß Kubaner und Sowjets Freunde sind.“ Alexander ist tiefbewegt. In seinem ulkigen Spanisch bringt er nur die Worte hervor: „Das ist ein Ding!“

Einige Jahre später kommt als zweiter Botschafter der Sowjetunion in Kuba Alexander Alexejew zu uns.

Im nächsten Heft:

Weihnachten bei den Köhlern

Fotos: Dietz Verlag, ZB

Tatsachen, Hintergründe, Personen – Szenen aus der Geschichte der Abrüstung von Jürgen Jessel

EIN AUSSENMINISTER VERLIERT SEINE FASSUNG

Wilson, Clemençeau, Lloyd George (v.r.n.l.)

Intervention in Sowjetrußland: Japanische Truppen in Wladiwostok

Bankier Morgan (l.), Lamont

Zerstörte

Der Weltraum frei von Waffen, die Erde befreit von Atombomben und Raketen, die konventionelle Rüstung weltweit beschränkt – Utopie oder reale Chance? Nicht zum erstenmal liegen vernünftige, realisierbare Vorschläge der Sowjetunion auf dem Tisch.
In unserem Jahrhundert redeten Politiker schon über allgemeine Abrüstung, bevor der erste Weltkrieg ausbrach. Da blieben die Staatsmänner noch unter sich, die Krieg für ein Mittel der Politik, für selbstverständlich und unvermeidbar, und Rüstung also für unentbehrlich hielten. Als die Waffen des ersten großen Krieges schwiegen, waren sie nicht mehr unter sich. Eine Regierung erhob ihre Stimme, die aussprach und bewies, daß Krieg Menschenwerk ist, also vermeidbar, und Rüstung also entbehrlich. Diese Stimme gehörte dem Land der Sowjets. Und sie ist nicht verstummt. Gleichgesinnte haben sich mit ihr vereint, Bundesgenossen, Partner im Geist der Vernunft. Gemeinsam verteidigen sie den Frieden und fordern die Abrüstung, die heute, bei Strafe des Untergangs für alle, unvermeidlich geworden sind.

Als der kaiserliche Feldmarschall von Hindenburg 1917 gefragt wurde, weshalb die Oberste Heeresleitung so hartnäckig darauf bestehe, nach dem Krieg Litauen, Lettland und Estland „im Griff" zu behalten, antwortete er: „Ich will für den nächsten Krieg gegen Rußland den Raum für die Bewegungen des linken deutschen Flügels sichern."
Als der französische Marschall Foch der Londoner „Times" 1919 ein Interview gab, schrie er, nach der künftigen deutsch-französischen Grenze befragt, „hier! hier! hier!" und fuhr auf der Landkarte mit seinem dicken Blaustift den Rhein abwärts. Warum wollte der Marschall unbedingt an den Rhein? Für den nächsten Krieg.
Generale vor siebzig Jahren: Krieg als Selbstverständlichkeit. Aber so dachten damals nicht nur die Generale.

Jesus und das Bankhaus Morgan

Als die Sieger des ersten Weltkrieges in Versailles ihren Frieden machten, übernahm der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, obwohl kein Schauspieler von Beruf, aus freien Stücken die Hauptrolle des Spektakels: Wilson spielte den Erlöser der Welt. „Warum", fragte er, „hat Jesus Christus bisher die Welt nicht dahin bringen können, daß sie ... seine Lehren befolgt? Weil er nur das Ideal gepredigt und nicht die praktischen Mittel zu seiner Verwirklichung aufgezeigt hat. Deshalb schlage ich einen praktischen Plan vor, um die Bestrebungen Christi zu Ende zu führen."
Neben Jesus Christus zählte noch Thomas W. Lamont zu den bevorzugten Beratern des Präsidenten. Jesus für die Sonntagsreden, Lamont für den täglichen Kleinkram; etwa die zehn Milliarden Dollar, die während des Krieges nach Europa geflossen waren. Kredite samt Zinsen einzutreiben, zählte zu Wilsons vornehmsten Aufgaben. Mr. Lamont, der ihm dabei zur Seite stand, galt als das „Hirn" des Bankhauses Morgan & Co., und Mr. John P. Morgan nannte man den „König der Wallstreet".
Zwecks Erlösung von allen Übeln präsentierte Wilson der Welt vierzehn Punkte, von denen sich einer, Punkt 4, mit der Abrüstung beschäftigte: „Austausch angemessener Bürgschaften dafür, daß die Rüstungen der Völker auf das niedrigste, mit der inneren Sicherheit zu vereinbarende Maß herabgesetzt werden." Wie zu erwarten, waren Wilsons „angemessene Bürgschaften" gerade so viel wert, wie fromme Wünsche nach Frieden und allgemeinem Wohlgefallen auf Erden.
Einfach war es, die Abrüstung der Besiegten durchzusetzen. Damit begann man denn auch. Deutschland – und ähnlich erging es Österreich, Ungarn und Bulgarien – durfte nur noch ein 100 000-Mann-Heer von Freiwilligen unterhalten, die Wehrpflicht wurde aufgehoben, der Generalstab aufgelöst, die Kriegsflotte stark beschränkt, U-Boote und Militärflugzeuge untersagt. Wäre es nur dabei geblieben.
Da Präsident Wilson nun einmal entschlossen war, den Moralapostel zu spielen, bestand er darauf, auch den Versailler Vertrag mit mancherlei Arabesken in der Manier seiner 14 Punkte zu garnieren. Die militärischen Einschränkungen für Deutschland, hieß es da beispielsweise, verfolgten lediglich die hochherzige Absicht, „die Einleitung einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung aller Nationen zu ermöglichen". Nicht einmal zu einer „Einleitung" ist es gekommen.
Übrigens endete die erste Sitzung dieser Friedenskonferenz damit, daß Marschall Foch vorschlug, frische Truppen, in erster Linie amerikanische, nach Polen zu schicken, um eine neue Offensive gegen Sowjetrußland zu starten.

Aufteilung eines Kuchens

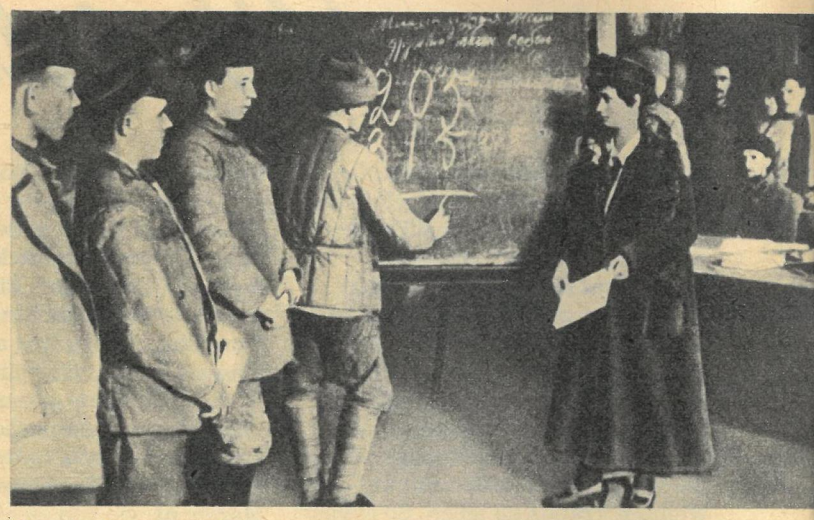
„Wir sind Brüder", behauptete Wilson. Wir – das war „die Menschheit". Billiger gab es der Präsident nie. Allerdings machte er Ausnahmen. Seine Gefühle für Sowjetrußland ließen sich kaum als brüderlich beschreiben, es sei denn, man dachte an Kain und Abel.
Um den Wortschwall der 14 Punkte gegen Mißverständnisse zu schützen, verfaßte Oberst House, ein enger Vertrauter Wilsons, für den internen Gebrauch Kommentare, die der Präsident absegnete. Den sechsten Punkt, der sich mit der „Lösung der russischen Probleme" beschäftigte, erläuterte der Oberst folgendermaßen: „Die Hauptfrage besteht darin, ob man unter russischem Gebiet dieselben Gebiete zu verstehen hat, die vormals zum Russischen Reich gehörten. Es ist klar, daß dies nicht der Fall ist..." Völlig klar. Aber welche Gebiete sollten nach Wilsons Vorstellung nicht länger zu Rußland gehören? Selbstverständlich Polen, Finnland, die baltischen Länder. Und die Ukraine. Und ganz „Kaukasien", das „als Teil des Problems des Türkischen Reichs" zu behandeln sei. War das alles? Keineswegs. Mittelasien, damals Turkestan genannt, wird „Mandatsgebiet" einer Großmacht. „Großrußland" und Sibirien, so Wilsons Zukunftsvision, bekommen „eigene Regierungen". Aber das war dann auch schon alles. Mit einem Wort, der Präsident schlug vor, die Sowjetmacht zu liquidieren und den russischen Kuchen in handliche kleine Stücke zu zerlegen, im Namen des Selbstbestimmungsrechts der Völker, versteht sich. Was Selbstbestimmungsrecht ist, erläuterte Wilsons Innenminister Franklin K. Lane: „Sibirien stellt ein Neuland dar, das erschlossen werden muß, und wir müssen uns den ersten Platz an diesem Tisch sichern." Wer wollte noch

1. Folge

In Versailles erzwingen die Sieger des ersten Weltkriegs die Entwaffnung der Besiegten. Zerstört werden Waffen, nicht die Wurzeln des Militarismus. Die Alliierten weigern sich abzurüsten, wobei sie sich schon damals auf die abwegige Behauptung stützen, Sowjetrußland wolle Westeuropa überfallen. Während sie ihren Frieden aushandeln, führen sie gleichzeitig Interventionsfeldzüge gegen die Revolution, für die Geschäfte des großen Kapitals. Noch 1922, als Volkskommissar Tschitscherin auf der Konferenz von Genua konkrete Abrüstungsvorschläge unterbreitet, stehen japanische Truppen in Wladiwostok. Tschitscherin und der deutsche Außenminister schließen den Vertrag von Rapallo, mit dem Sowjetrußland seine diplomatische Isolierung durchbricht.

…rte deutsche Kanonen

Tschitscherin (r.) in Rapallo



Sorgen der Revolution: Analphabeten-Schule in Sowjetrußland

an diesem Tisch sitzen? England und Frankreich hatten zum heiligen Weihnachtsfest 1917, mithin einige Wochen nach der Oktoberrevolution, ein Geheimabkommen geschlossen, das ihre „Aktionssphären" in Rußland festlegte: „Englische Zone: Kosakengebiet, Kaukasus, Armenien, Georgien, Turkestan. Französische Zone: Bessarabien, Ukraine, Krim." Es sah so aus, als brauchten sich die Amerikaner über Sibirien allenfalls noch mit den Japanern zu streiten.

Abrüstung? In Versailles waren die „großen Fünf" (USA, England, Frankreich, Italien und Japan) noch unter sich. Einstweilen, verkündeten sie ungeniert, würden sie nicht abrüsten, und zwar so lange nicht, bis Sowjetrußland seine Friedensliebe bewiesen hätte. Sowjetrußland, das nicht am Tisch von Versailles saß, Sowjetrußland, das die Weltverbesserer zu erwürgen beschlossen, dessen Reichtümer sie im stillen schon aufgeteilt hatten – Sowjetrußland mußte seine Friedensliebe beweisen.

Das erste Wort

Es wurde still im großen Saal des Palazzo San Giorgio, als sich der fünfte Redner erhob. Niemand wußte, was er sagen würde, aber alle vermuteten, daß es sich lohnen könnte, ihm zuzuhören. Die ersten vier Redner hatten nichts gesagt, was nicht alle längst wußten. Der Gastgeber, Italiens Ministerpräsident Facta, beklagte, daß 300 Millionen Menschen in der Welt keine produktive Arbeit leisteten, wobei er Aktionäre und Bankiers nicht einmal mitrechnete. Englands Premierminister Lloyd George bedauerte die allgemeine wirtschaftliche Zerrüttung, zu deren Überwindung er und Politiker aus 28 anderen Staaten im April 1922 in Genua zusammengekommen waren. Frankreichs Außenminister Barthou erklärte, über Änderungen des Versailler Vertrages werde er nicht einmal diskutieren. Der deutsche Reichskanzler Wirth sprach, wie üblich, über die unerträgliche Last der Reparationen.

Dann erhob sich der fünfte Redner: Georgi Tschitscherin, Sowjetrußlands Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten. Er sagte etwas, was niemand erwartet hatte: „Sämtliche Bemühungen um den Wiederaufbau der Weltwirtschaft werden jedoch so lange vergeblich sein, wie über Europa und über der ganzen Welt die Gefahr neuer Kriege schwebt… Rußland ist… bereit, zur Festigung des Friedens beizutragen… Die russische Delegation beabsichtigt, im Verlauf der weiteren Arbeit der Konferenz eine allgemeine Reduzierung der Rüstungen vorzuschlagen und sämtliche Vorschläge zu unterstützen, die die Bürde des Militarismus erleichtern sollen, und zwar unter der Voraussetzung, daß die Armee sämtlicher Staaten reduziert und die Regeln der Kriegführung durch ein völliges Verbot der barbarischen Formen wie Giftgase, Luftkrieg und anderer, insbesondere Anwendung von Vernichtungsmitteln gegen die friedliche Bevölkerung, ergänzt werden."

Das erste Wort der Oktoberrevolution an alle war Frieden gewesen. In Genua, vier und ein halbes Jahr nach der Revolution, saß Sowjetrußland zum erstenmal gleichberechtigt auf einer internationalen Konferenz, und sein erstes Wort war Abrüstung.

Botschafter Child, Beobachter der USA in Genua, kabelte nach Washington, keine Rede sei profilierter gewesen als Tschitscherins: „Mit großer Festigkeit vertrat er Rußlands Recht, der ganzen Welt die Abrüstung vorzuschlagen und von der ganzen Welt Abrüstung zu verlangen."

Tschitscherin hatte kaum ausgesprochen, als Barthou aufsprang. Für Augenblicke büßte Frankreichs Außenminister seine diplomatische Fassung ein. Er schrie, lauter als es die Größe des Saals erforderte, die Abrüstung stehe nicht auf der Tagesordnung, und falls Sowjetrußland diese Frage zu erörtern wünsche, werde es von französischer Seite „auf Protest und auf absolut endgültige und entschiedene Ablehnung stoßen".

Lloyd George versuchte, die peinliche Situation mit einem Witzchen zu retten: Angesichts seines hohen Alters werde er den von Tschitscherin vorgeschlagenen Weltkongreß für Abrüstung kaum noch erleben, weshalb er den Volkskommissar bitte, seinen Vorschlag zurückzuziehen. Englands Premier war 59, nach Genua waren ihm noch 23 Jahre vergönnt, Zeit genug, um abzurüsten. Da dies nicht geschah, hatte Mr. Lloyd George Gelegenheit, die Folgen seiner Kurzsichtigkeit mit eigenen Augen zu sehen.

Der einzige Anwalt

Barthou war ein geplagter Mann. Vor Journalisten klagte er: „Wenn ich nach Paris zurückkehre, werden mich die Besitzer russischer Wertpapiere fragen, was ich für sie getan habe." Die Antwort konnte lauten: wenigstens jede Diskussion über Abrüstung unterbunden. Dabei dachte der französische Außenminister nicht nur an russische Emigranten. Es gab seinerzeit Leute, die ihr Geld noch Jahre nach der Oktoberrevolution in „russische Werte" steckten. Die Standard Oil Company des Rockefeller-Clans, ein Beispiel nur, kaufte 1920 von der Firma Nobel Aktien für die Ölquellen von Baku, Aktien also, die sich nur unter einer Bedingung aus Makulatur in Wertpapiere zurückverwandeln konnten – wenn die Revolution rückgängig gemacht wurde. Versteht sich, daß Abrüstung für Rockefeller und seinesgleichen kein Thema war.

Auch Lloyd George vertraute den Zeitungskorrespondenten in Genua seine Sorgen an: „Wenn ich nach England zurückkehre, werden mich zwei Millionen Arbeitslose fragen, was ich für sie getan habe." Die Antwort konnte nur lauten: nichts. Hätte der Premierminister in Genua wenigstens für die Abrüstung gesprochen, die Arbeitslosen, und nicht allein sie wären auf seiner Seite gewesen.

Es war eine Zeit, in der die seriöse „Times" in regelmäßigen Abständen den Untergang des „bolschewistischen Regimes" ankündigte. Der nicht ganz so seriöse „Daily Telegraph" und andere seelenverwandte Blätter untermauerten diese Prophezeiung mit pikanten Schreckensmeldungen über die „Sozialisierung" der Frauen in Sowjetrußland. Abrüstung war kein Thema. Verließ man sich auf die Leitartikel dieser Zeitungen und auf die Reden der Politiker in Genua, dann erschien es, als stehe Tschitscherin mit seinen Abrüstungsvorschlägen einsam und verlassen in der Welt. Schaute man aber aus den Fenstern des Palazzo San Giorgo, bot sich ein anderes Bild. Sowjetrußland war nicht isoliert. Millionen Menschen in aller Welt wollten keinen neuen Krieg, wollten keine Waffen, nicht die alten, geschweige denn neue. Pazifisten, Sozialdemokraten, Christen, was immer sie dachten über das Land der Sowjets, sie besaßen unter allen Regierungen der Welt nur einen Anwalt, der ihre Interessen, ihre Wünsche und ihre Sehnsüchte verteidigte, und der saß im Kreml.

Fotos: Archiv

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der über fünfunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Christine Schorn

Die Rosa im Thälmann-Film. Sie hat nur wenige Szenen, doch in ihnen gelingt ihr, die ganze Persönlichkeit „jener Frau an seiner Seite" zum Leuchten zu bringen: vernünftig, praktisch, wissend und zärtlich. Der letzte gemeinsame Spaziergang am Meer – eine Idee, die sie in das Drehbuch eingebracht hat – da widerspiegelt das Gesicht der Schorn Traurigkeit und die Kraft, die es kostet, mit ungeweinten Tränen zu leben. So etwas bleibt in Erinnerung.

„Sie ist ein absoluter Zeitgenosse und hat eine enorme Wärme, dazu eine Mischung von Klugheit und Weiblichkeit", sagt Regisseur Lothar Warnecke, der die Theaterschauspielerin Christine Schorn für die DEFA entdeckte und ihr 1982 dann in seinem Film „Die Beunruhigung" die Hauptrolle anvertraute. Mit dieser Inge Herold erregte sie daheim wie im Ausland Aufsehen, konnte sie ein Massenpublikum bewegen.

Sie wohnt ganz oben. Hinauf führen fünf wendelige Treppen in einem historischen Berliner Haus nahe der Spree. Sie steht in der Wohnungstür und lacht, weil wir keuchen, „da kriegt man Kondition", als Mutter und Hausfrau weiß sie, wovon sie spricht, einkaufen ist ihre Sache. Zur Stärkung gibt's Kuchen und Kaffee, „na, woll'n wir uns mal kennenlernen!" Sagt es so liebenswert direkt, daß Fremdheit gar nicht erst aufkommt. Kein make-up, ein bißchen Kobold, ein bißchen Große Dame. Hat was vom wienerischen Charme der Mutter, von der rheinischen Fröhlichkeit des Vaters, beide waren Schauspieler, und ihre Ahnen lebten irgendwo in Ungarn, aber sie ist aufgewachsen in Berlin. „Ich war ein dickes Kind!" Daß sie beim ersten Vorsprechen in der Schauspielschule durchfiel, ist kein Grund gewesen, den Traum vom Theater aufzugeben. Mut, Zähigkeit, Fleiß, Schornsche Eigenschaften, die ihr auch später privat und beruflich halfen, Niederlagen zu verkraften, Verletzlichkeit blieb…

Damals arbeitete sie in einer Wäscherei und als Etikettiererin, war Verkäuferin im Centrum-Warenhaus – noch heute kann ihr keiner hinterm Ladentisch was vormachen – und studierte dann doch. 1964, blond, prall, zwanzigjährig, bekam sie ihre erste Rolle gleich am Deutschen Theater Berlin. Glanzvolles Debüt in dem sowjetischen Gegenwartsstück von Viktor Rosow „Unterwegs". Eine Aufführung, die das Gedächtnis bewahrte. Zwei junge Menschen auf dem Weg ins Leben, ungebärdig, voller Neugier und Tatendrang. Die Sima „zart, aber nie zimperlich, gradheraus, aber nie grob, hatte ebensoviel von der guten Fee eines modernen Märchens wie von einem gesunden Backfisch" schrieb ein Kritiker. Und das Publikum liebte die Schorn sofort. Dieter Mann, Absolvent wie sie, war als Wolodja ein ebenbürtiger Partner, Friedo Solter der Regisseur. Ihm verdankt sie von Anfang an viel, sagt heute, „ich brauche einen, der alles, was ich aus mir heraus wage, korrigiert, es muß ja nicht stimmen, was ich mir zurechtgelegt habe, nur muß er meine Nervigkeit besitzen, eine Antenne zu mir entwickeln… man kann nicht allein ein guter Schauspieler sein…".

So, im Kreis fordernder, fördernder Kollegen, ist Christine Schorn im Haus in der Schumannstraße groß geworden. Recha in „Nathan der Weise" noch mit Wolfgang Heinz, Garcia Lorcas sehnsüchtige „Dona Rosita", Lady Milford in „Kabale und Liebe", Jelena in Tschechows „Onkel Wanja", schließlich verführerische Alkmene in „Amphitryon" von Hacks, dann – selbstgewollt, eine jahrelange Pause.

„Ich glaube, wirklich gute Schauspieler brauchen viel Zeit. Sie sind ein bißchen verrückt, sie sind einsam und entwickeln zugleich ein außerordentliches Bedürfnis nach Kommunikation." Um im Spiel das Innenleben von Menschen bloßlegen zu können, muß man ihre Verhaltensweisen in sich aufnehmen, filtern und über sich selbst wieder herausgeben, Berührungspunkte mit eigenem Erleben suchen. Eine Art von Konzentration ist die Ruhe, aus der sie ihre Kreativität schöpft. „Ich köchele es halt aus."

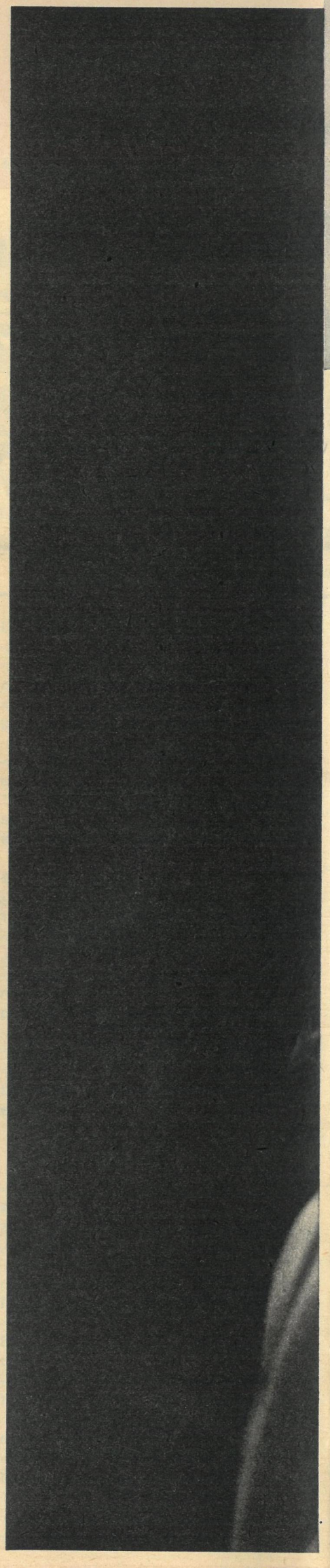
Schauspieler, dieser Beruf sei ein Leben. Daß er eine Berufung ist, spürt man spät. Da fand sie denn auch, nun müsse es wieder losgehen. Und wieder auf der Bühne des vertrauten, geliebten DT. Die verschuldete Gutsherrin in „Kirschgarten", die Mutter in „Weiße Ehe", die Psychiaterin in „Bruder Eichmann", die Wera in „Zwei auf einer Bank" von Gelman. Eine reife, schöne Frau, die Einsamkeit, Angst, Mißtrauen, Verzweiflung kennt. Die Schorn setzt nie auf Effekte, vielmehr auf Wahrhaftigkeit ihrer Figuren. Sollte man benennen, was sie der Theaterkunst gibt, man könnte nur sagen: Sich.

Jüngste Premiere war Goethes „Egmont", Klärchen ist ihre Tochter, sie hatte sich anfangs gesträubt. Ach, jetzt kommen die Mütterrollen, und danach geht's bergab… Emsig strickend und ein wenig kuppelnd (macht's nur Kinder, ich kenn' das Leben) lieferte sie ein Kabinettstückchen und – probt bereits Neues. „Vor dem Ruhestand", mit Inge Keller als ältere Schwester. In diesem Stück, sagt sie, sind wir verfeindet. Sie hat den Text, ich sitze die ganze Zeit im Rollstuhl und mache bloß borstige Bemerkungen.

Selbstironie, den Blick so von unten herauf, und zwischen launigen Geschichten über sich und andere, in alten Fotos kramend, findet sie eins, an dem besondere Erinnerung hängt. 1981 hat sie in „Zurück nach Haifa", dem ersten Film der Palästinensischen Befreiungsorganisation PLO, mitgewirkt, gedreht in Libanon und Syrien, dazu mußte sie seitenlange englische Texte auswendig lernen. Doch wesentlicher waren die Erfahrungen, die sie nicht missen möchte, weil sie ihren politischen Horizont in ungeahnter Weise erweiterten. „Ich habe mich engagiert für diese Menschen, die mit dem Revolver in der Tasche zum Drehort fahren mußten und pünktlich mittags ihre Uhren stellen konnten, wenn die israelischen Flugzeuge über das Camp flogen. Ich stand in Beirut auf dem Balkon, als eine Bombe hochging, und ich hatte Angst." Später erfuhr sie, daß zwei Kollegen aus dieser Produktion gefallen waren, „da brannte mein Herz!" Ihren Schmerz hat sie öffentlich bekannt, in einem Artikel im „Neuen Deutschland".

Kommt vor, daß Leute sie auf der Straße ansprechen: „Sie gefallen mir!" – „Die haben mir dann einen schönen Tag gemacht…"

Ursula Weil (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)



Stammkunden, das sind Leute, die immer wiederkommen, sei es in einen bestimmten Laden, ein Theater oder auch eine Buchhandlung, hieß es in unserem Auftakt zu dieser Leseraussprache. Er erschien im Heft 7/86 und berichtete von Kollegen in den EAW Treptow und dem Reifenwerk Fürstenwalde, die sich für Sowjetliteratur interessieren. Inzwischen haben uns schon viele Leser ihre Meinung zu den von uns aufgeworfenen Fragen geschrieben. Erste Briefe veröffentlichen wir heute auf dieser Seite und erwarten auch Ihre Zuschrift. Schildern Sie uns

1. Wie begann Ihre Bekanntschaft mit Sowjetliteratur?
2. Welche Schriftsteller sind Ihnen die liebsten?
3. Welches Thema sagt Ihnen besonders zu?
4. Hat Sie ein Buch besonders beeindruckt und warum?

Traum Sibirien

Seit 1978 hat sich bei uns im RAW „Roman Chwalek“ in Schöneweide eine „Stammkundschaft“ von etwa 20 Kollegen zu einem Zirkel „Freunde der Sowjetliteratur“ zusammengefunden. Leider sind wir der einzige in Berlin. Das bedauern wir sehr, da wir uns gerne noch mit anderen austauschen würden. Wir haben oft versucht, durch Auftritte und Lesungen Anregung zu geben – aber leider bisher ohne Erfolg. Ich bin immer wieder beeindruckt von der großen Aufrichtigkeit, mit der brennende Probleme in der Sowjetliteratur behandelt werden. Zwei von uns waren im Maxim Gorki Theater zur Generalprobe von Alexander Gelmans „Sinulja“. Natürlich werden wir noch alle hingehen – wie in jedes Gelman-Stück – und dann darüber sprechen. Wir haben jetzt auch die einzelnen Bände der neuen Novitätenkassette vom Verlag Volk und Welt aufgeteilt, damit möglichst viele zu gleicher Zeit lesen können. Daß es Zündstoff für Diskussionen gibt, deutet sich schon an. Die ständigen Zirkelmitglieder kennen sich schon lange, auch in ihrem Urteil. Und sie lassen sich gern von der Neugier oder der Begeisterung anderer anstecken. Und doch gibt es nichts Schöneres, als sowjetische Schriftsteller zu empfangen. Wir hatten schon viele Gäste. Manchmal erfahren wir von so einem Treffen erst sehr spät. Aber wenn wir auch bis über die Ohren in Terminen stecken, sind uns diese Begegnungen doch so wertvoll, daß wir alles möglich machen. Wir hatten bisher immer das Gefühl, als würden wir die sowjetischen Schriftsteller, die uns besuchen, schon lange kennen. Rashid Gamsatow, der Märchensammler aus der Awarischen ASSR, war bis in den späten Abend bei uns und sang Lieder seiner Heimat. Schön war auch die Begegnung mit Alexander Rekemtschuk, der uns einlud, er würde uns sein Moskau zeigen. Oder mit Valentin Rasputin, der uns am Baikal empfangen würde, wie er sagte. Dieser Art sind unsere Träume. Von Valentin Rasputin sind wir sehr angetan. Wir dachten, da kommt so ein sibirischer Bär herein, und dann lernten wir einen verletzlichen, sensiblen Menschen kennen, der sich bei uns wohl fühlte, weil er unser Interesse spürte und wir seine Bücher mochten. Wir fragten ihn auch, warum er bei „Geld für Maria“ den Schluß offengelassen habe, warum er den Leser in einer so zugespitzten Situation alleine läßt. Er hat das gut begründet. Jetzt, nachdem ich ihn kenne, lese ich seine Geschichten mit anderen Augen, wie „Die Französischstunde“. Ich kann ihn mir gut vorstellen als kleinen Jungen in seinem Mäntelchen und wie er sich müht, mit den Vokabeln fertigzuwerden.
Wir freuen uns jedenfalls auf jeden neuen Gast. Zur Woche des sowjetischen Buches im Oktober findet wieder unser Literaturball statt. Wir hoffen in dem Betrieb, der uns für die Veranstaltung sein Kulturhaus zur Verfügung stellt, Interessenten zu finden, die sich unserer Vorliebe für die Beschäftigung mit Sowjetliteratur anschließen.

Sigrid Wilkum, Berlin

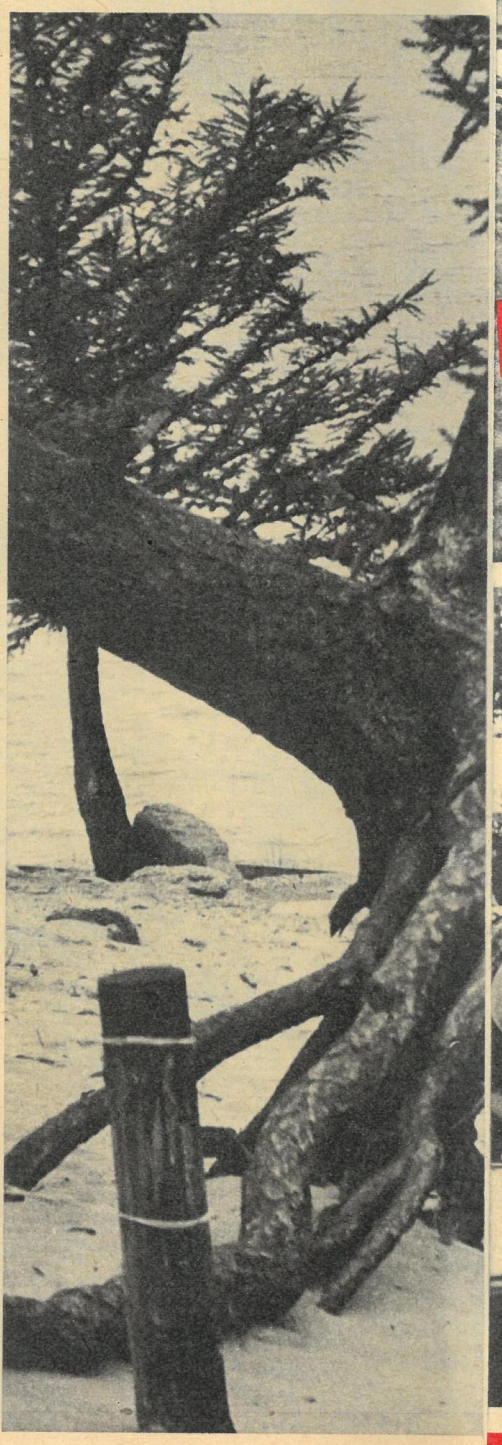
Meine Kindheit waren die unmittelbaren Nachkriegsjahre. Die Fragen nach der Entstehung dieses großen Krieges, vor allem aber die Schicksale der Menschen, die die Grausamkeit des Krieges in ihrem vollen Ausmaße erleiden mußten, beschäftigten mich seither. So habe ich eine gewisse Vorliebe für Bücher entwickelt, in denen die Autoren am Erleben des einzelnen die Gesichter des Krieges zeichnen, aber auch den aufopferungsvollen Willen und den Mut, das Unmenschliche zu überwinden. Wenn man sich mit dieser Thematik beschäftigt, wird man zwangsläufig an die sowjetische Literatur herangeführt. Tief berührt hatte mich die Erzählung von Scholochow „Ein Menschenschicksal“. Simonows Romane über den Großen Vaterländischen Krieg beeindruckten mich nicht nur als Zeitdokument, sondern auch als ein Epos über menschliche Tapferkeit und Opferbereitschaft und über menschliches Leid. Marschall Shukows „Erinnerungen und Gedanken“ las ich mit großem Interesse – aber mein tiefes Mitgefühl haben die Romanfiguren vom „Heißen Schnee“ und „Im Morgengrauen ist es noch still“; Menschen, die ihre Träume und Hoffnungen im Kugelhagel der Feinde begraben mußten und ihre Gefährten, die gleich viele Erwartungen an das Leben gestellt hatten, sterben sahen. Es sind Romane ohne vordergründiges Pathos und Heldentum, und sie sind trotzdem ein Denkmal für die Überlebenden und die Toten.

Wolfgang Fichelmann, Zeuthen

Ich bin Förster und Lehrausbilder. Mein Hobby sind Bücher über die Natur und die Jagd und besonders über die Taiga, über Sibirien. Diese Lektüre hat mich auch zum Reisen verführt. Schon immer hatte ich mich gewundert, warum in Geschichten über den Kaukasus keine riesigen Wälder auftauchen. Und dann steht man erstaunt vor der kaukasischen Zeder und Hütten aus Haselholz. Und es ist auch etwas ganz anderes, über den Adlerflug im Kaukasus zu lesen, als ihn dort selbst beim Durchstreifen der Natur zu erleben.
Ich war jetzt nach zwanzig Jahren auch wieder in Kiew. Als ich Anfang der sechziger Jahre hinfuhr, hatten mir einige gesagt: Dorthin fährst du besser nicht, dort hat die faschistische Wehrmacht alles kaputtgemacht. Wie schnell ist Kiew wieder eine wunderschöne Stadt geworden.
Vieles versteht man besser, wenn man sich mit der Literatur dieses Landes beschäftigt, wenn man es selbst erlebt: die historischen Zusammenhänge, die Weite des Landes, das Nationalbewußtsein der Völker und ihre Heimatliebe – und man lernt auch andere Lebensweisen akzeptieren.
Als ich in Armenien war, stand ich nicht nur am Sender von Radio Jerewan und sah, mit welchem Schick sich die jungen Frauen kleiden, sondern auch, wie mühsam aufgeforstet wird. Die Pflanzen wachsen vielleicht vier Jahre, dann kommt die nächste Trockenperiode, macht alles zunichte, und man fängt wieder von vorn an. Natürlich reizt mich auch die Pflanzenwelt am Schwarzen Meer. Mein Traum bleibt aber Sibirien. Einmal in der Lena angeln – das wäre mein größter Wunsch!

Rudolf Lange, Bernau

Mit großem Interesse habe ich von Juri Stscherbak das Buch „Barrieren der Unverträglichkeit“ gelesen. Seine Art zu schreiben hat mich an den Arzt und Schriftsteller Friedrich Wolf erinnert.
Mich würde nun interessieren, ob Stscherbak außer seiner Forschungstätigkeit auch mal praktische Medizin betrieben hat. Weil er nicht nur die verantwortungsvolle Arbeit des Herzchirurgen so gut beschreibt, sondern auch den Einfluß, den die Schicksale der Patienten und ihrer Familien auf den Arzt haben, zu schildern vermag. Vor allem hat mich der Dialog zwischen dem sowjetischen und dem amerikanischen Chirurgen interessiert. Ich wünschte mir mehr solcher un-



komplizierten, ehrlichen und überzeugenden Bücher. Wurde von Stscherbak noch mehr bei uns veröffentlicht?

MR Dr. med. Ernst Volkmer,
Bad Klosterlausnitz

Auch ich habe eine Bitte an Sie. Wäre es möglich, etwas Näheres über das Leben und die Arbeit der Schriftstellerin Nina Katerli zu erfahren. Ich hätte gern gewußt, was noch von ihr erschienen ist. Ich habe das Buch „Die Kollektion des Doktor Emile" gelesen, und ganz besonders hat mir die Erzählung „Nagornaja-Straße 10" gefallen. Dabei ist „gefallen" gar nicht der richtige Ausdruck. Die Erzählung hat mich erheitert und zugleich ergriffen. In einer sehr schönen Form ist der Gedanke gebracht, den ideellen Wert eines Menschen als den einzig gültigen zu betrachten. Und das ist wunderbar beruhigend. Viele, mit denen ich über diese Geschichte sprach, stimmen mir hierin zu.
Sollte es Ihnen möglich sein, Näheres über Nina Katerli zu veröffentlichen, würde ich mich sehr freuen.

Ellen Volkmer,
Bad Klosterlausnitz

Wie ich das erstemal mit einem sowjetischen Buch Bekanntschaft machte? Das war 1943/44 im sowjetischen Militärhospital in Klinzi, wo ich mit elf schwerverwundeten Sowjetsoldaten zusammenlag. Mir fiel auf, daß ein Buch von Hand zu Hand ging. Ich fragte danach und erfuhr, daß es sich um „Wie der Stahl gehärtet wurde" handelte, und die sowjetischen Genossen waren bemüht, mir dieses Buch zu erklären und es wenigstens abschnittsweise zu verwenden, wenn ich von ihnen Russisch lernen wollte. Aber erst Jahre später, nachdem ich Ostrowskis Roman lesen und voll verstehen konnte, wurde mir klar, warum damals schwerverwundete Rotarmisten in Pawel Kortschagin ihr Vorbild und in den Erlebnissen und Leiden des Autors Halt und Mut fanden. Zwei Jahrzehnte später fesselten mich die Autoren, die den weiteren Aufbau in der UdSSR schilderten, und ich las „Menschen am Steuer" von Rybakow, „Bahnbrecher" von Granin und fand meinen „Bestseller" in „Schlacht unterwegs" von Nikolajewa, um den sich damals Arbeiter und Ingenieure bei uns geradezu rissen, weil Leistungsbereitschaft und Risikofreudigkeit aber auch die Auseinandersetzung mit Hemmnissen einen zwangen, die eigene Arbeit und persönliche Haltung kritisch zu überprüfen.
Nach wiederum gut zwei Jahrzehnten entdeckte ich mein Herz für die Memoiren von Jakowlew, Shukow und Schtemenko. Solche Erinnerungen an die Heldentaten der Rotarmisten und an die Feldherrenkunst sowjetischer Heerführer von damals geben einem eine beruhigende Gewißheit in unserer heutigen, so bedrohten Zeit.

Gerhard Wallich,
Dresden

15 Buchpreise wie eine zehnbändige Gesamtausgabe der Werke von Iwan Turgenjew, eine Prachtausgabe „Holländische Malerei in russischen Museen", eine Auswahl Sowjetliteratur in Exlibris-Bänden und andere Liebhaberstücke sind für die interessantesten Zuschriften ausgesetzt sowie **10 Geldpreise** à 100,– Mark. Jeder Teilnehmer an dieser Aussprache ist durch seine Zuschrift außerdem obligatorisch an der Auslosung des Hauptgewinns unseres großen Literaturpreisausschreibens beteiligt, das im September beginnt und für das eine **Reise ins literarische Moskau** ausgesetzt ist.

Wenn Sie dabeisein wollen, schreiben Sie unter dem Kennwort: STAMMKUNDSCHAFT-SOWJETLITERATUR an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Am Baikal fotografierte Volkmar Billeb

Der Jäger

Arkadi und Boris Strugazki

Die Brüder Arkadi und Boris Strugazki verfassen bereits seit Ende der fünfziger Jahre wissenschaftlich-phantastische Erzählungen und Romane, mit denen sie weltbekannt wurden. Wie in der Erzählung „Der Jäger" gehen sie in ihren Werken der moralischen Verantwortung des Menschen nach, seinen Möglichkeiten und seinen Grenzen, über die vor einem phantastischen Spiegelbild sehr gegenwärtig nachzudenken ist.

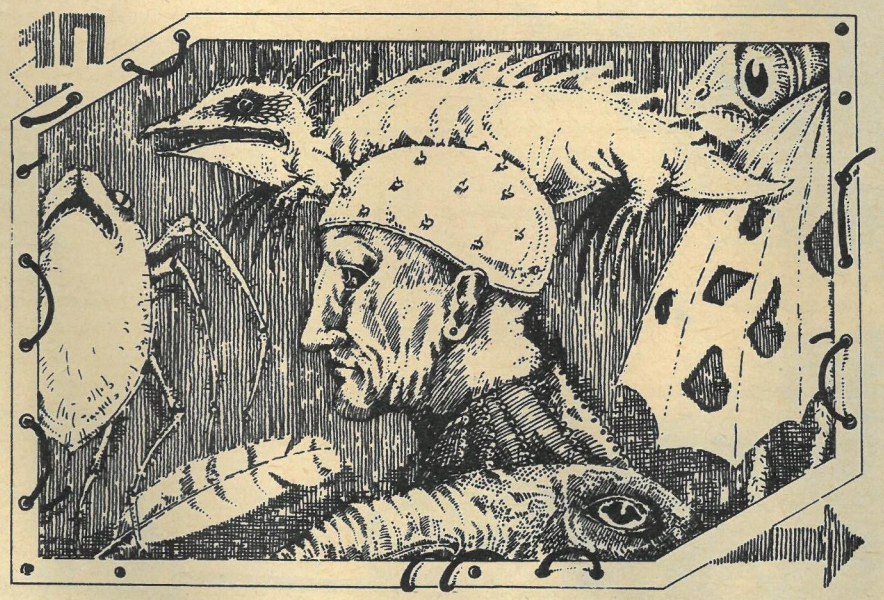


Illustration: Müller

Wilhelm Ärmler stand vor seinem riesigen Schreibtisch und betrachtete die schimmernden Glanzfotos.

„Guten Tag, Willi", sagte der Jäger.

Ärmler hob den Kopf und begrüßte ihn freudig:

„Ah! Home is the sailor, home from sea!"

„And the hunter home from the hill", erwiderte der Jäger. Sie umarmten sich.

„Was bringst du heute erfreuliches mit?" erkundigte sich Willi sachlich. „Du kommst doch wohl von der Jajla?"

„Stimmt, direkt von den Grauen Sümpfen." Der Jäger machte es sich in einem Sessel bequem und holte seine Pfeife hervor. „Übrigens wirst du immer dikker, Willi, und von Mal zu Mal hast du weniger Haare auf dem Kopf. Diese sitzende Arbeit wird dich noch zugrunde richten. Das nächste Mal nehme ich dich einfach mit."

Ärmler strich schuldbewußt über seinen imposanten Bauch. „Tja", sagte er, „es ist wirklich schlimm. Eine Stoffwechselstörung und noch so was in dieser Art... Hast du nun etwas Interessantes für mich?"

„Nein, Willi, bloß Kleinigkeiten. Ein Dutzend Bichorda-Schlangen und einige neue Arten von Polyvalvia-Mollusken... Aber wie ich sehe, hast du selber..." Er streckte die Hand nach dem Packen Fotografien auf dem Tisch aus.

„Das hat einer der Neuen mitgebracht, Pawel Gnedych. Eigentlich ist er Agronom. Kennst du ihn?"

„Nein." Der Jäger sah die Bilder durch. „Gar nicht übel. Das scheint von der Pandora zu stammen."

„Stimmt. Von der Pandora. Das hier ist eine Riesenkrebsspinne. Ein besonders großes Exemplar."

„In der Tat", erwiderte der Jäger, während er den Ultraschallkarabiner betrachtete, der zum Größenvergleich gegen den nackten gelblichen Körper der Krebsspinne gelegt worden war. „Kein übles Exemplar für einen Anfänger. Ich hab allerdings schon größere gesehen. Wie oft hat er abgedrückt?"

„Er sagt, zweimal. Und beide Male in die Hauptnervenganglien, so daß ich jetzt keine Möglichkeit mehr habe, die Motorik dieser Dame zu erforschen."

„Er hätte mit einer Anästhesienadel schießen müssen. Wahrscheinlich war er ein bißchen durcheinander." Der Jäger betrachtete mit spöttischem Lächeln das Foto, auf dem der andere voll stolzer Erregung das tote Ungeheuer zu Boden trat. „Na schön, und was gibt's bei dir zu Hause Neues?"

Ärmler winkte ab.

„Die haben allesamt den Heiratsfimmel", sagte er belustigt. „Eine nach der anderen machen sie Hochzeit. Martha hat einen Hydrologen zum Mann."

„Martha? Welche von deinen Mädchen war das gleich?" fragte der Jäger. „Oder war's deine Enkelin?"

„Die Urenkelin, Igor! Die Urenkelin schon!"

„Himmel, wie die Zeit vergeht!" Der Jäger legte die Stereofotos zurück auf den Tisch und erhob sich. „Aber jetzt muß ich wieder los. Zu meinem Rendezvous, du weißt schon..."

„Schon wieder!" sagte Ärmler ärgerlich. „Sollte es nicht endlich genug sein?"

„Nein, Willi. Es muß sein. Ich kann nicht anders. Wir werden uns, wie immer, im Pavillon zehn treffen."

Er steckte die Pfeife, die er gar nicht erst angeraucht hatte, zurück in die Tasche und ging hinaus. Ja, es muß sein, Willi, dachte er bei sich. Du kannst natürlich nicht wissen, wie wichtig diese Sache für mich ist.

Wie immer herrschte in dem Museum reger Betrieb. Die Leute spazierten durch die Alleen, drängten sich um die Terrarien und Bassins mit dem glasklaren Wasser. In dem hohen Gras zwischen den Bäumen tollten Kinder umher – sie spielten „Verstecken auf marsianisch". Vor langer Zeit waren vom Mars sogenannte Mimikry-Echsen auf die Erde gebracht worden, riesige, melancholisch wirkende Tiere, die sich ganz ausgezeichnet mit den veränderten Lebensbedingungen abfanden. Ja, diese Echsen verfügten über eine geradezu unwahrscheinlich entwickelte Fähigkeit zur Mimikry, das heißt zur Anpassung. In dem Museumspark genossen sie völlige Freiheit. Den Kindern aber bereitete es höllischen Spaß, diese Tiere aufzuspüren, sie von einem Fleck zum anderen zu schleppen und zu beobachten, wie sie immer neue Färbungen annahmen. Die Tiere setzten dem keinerlei Widerstand entgegen. Offenbar gefiel es ihnen sogar.

Der Jäger ließ die gewaltige durchsichtige Kuppel hinter sich, unter der das Terrarium „Waldwiese des Rushena-Planeten" untergebracht war. Dort sprangen in dem blaßblauen Gras drollige Rhomben umher und rauften sich. Es waren gigantische Insekten von erstaunlicher Färbung, die Ähnlichkeit mit unseren Gottesanbeterinnen besaßen. Der Mann erinnerte sich noch genau, wie er vor zwanzig Jahren das erste Mal auf der Rushena auf Jagd gegangen war. Drei Tage lang hatte er auf der Lauer gelegen, während die regenbogenförmigen Rhomben um ihn herumgehüpft waren und sich sogar auf seinem Gewehrlauf niedergelassen hatten.

Unweit des Eingangs zum Zentralen Pavillon machte der Jäger an einem tiefen runden Brunnenbassin halt. In dem Wasser, das von fliederfarbenem Licht angestrahlt wurde, drehte ohne Unterlaß ein langes behaartes Tier seine Runden – ein Ichthyomammal, der einzige Warmblütler, der mit Kiemen atmete. Salier, ein berühmter Zoologe, hatte ihn einst unter großen Mühen gefangen. Heute war dieser Salier schon lange tot und schlief den ewigen Schlaf irgendwo in den Sümpfen der Pandora, während sein Ichthyomammal in dem fliederfarbenen Wasser des Bassins immerfort kreiste.

Im Vestibül des Pavillons machte der Jäger abermals halt, setzte sich in einen leichten Sessel, der in der Ecke stand. Die ganze Mitte des hellen Saales wurde von dem ausgestopften Balg eines Flugegels eingenommen (Fauna: Mars; heimatliches Sonnensystem; Kohlenstoffzyklus; Typ: Polychordata; Klasse: Hautatmer; Gruppe, Gattung, Art: Flugegel). Dieser Balg war eines der ersten Exponate im Capetowner Museum für Kosmos-Zoologie gewesen. Hundertfünfzig Jahre nun schon sperrte dieses scheußlich anzusehende Ungeheuer seinen Rachen, der an einen vielreihigen Greifer erinnerte, gegen jeden auf, der den Pavillon betrat. Ein Ungetüm von neun Meter Länge, bedeckt von einem harten, glänzenden Fell, ohne Augen, ohne Beine..., einstiger Herr des Mars. In der Tat, Sachen gab es auf dem Mars, die vergaß man nicht so schnell. Vor etwa fünfzig Jahren hatten diese Ungeheuer, die zu dem Zeitpunkt nahezu ausgestorben waren, sich urplötzlich zu vermehren und wie ehedem auf den Landwirtschaftskommunen des Mars zu räubern begonnen. Damals auch war dann die legendär gewordene Globaltreibjagd veranstaltet worden.

Der Jäger erinnert sich genau. Er war in dem Kraulfahrzeug durchgeschüttelt worden, hatte vor lauter Sand- und Staubwolken, die durch die Raupenketten aufgewirbelt wurden, kaum etwas sehen können. Rechts und links von mir, dachte er, sausten die gelben Wüstenpanzer vorbei, die voller Freiwilliger steckten, und plötzlich machte eines der Fahrzeuge, stark zur Seite geneigt, auf einer Wanderdüne halt. Wir sahen die Leute hastig aus dem Panzer springen. Im selben Augenblick hatten wir die Staubwolken hinter uns gelassen. Willi Ärmler klammerte sich an meine Schulter und brüllte mir irgendwas ins Ohr, während er nach vorn zeigte. Da entdeckte auch ich die Egel. Hunderte von Egeln, die sich in der salzbödigen Senke zwischen zwei Wanderdünen tummelten. Ich begann zu schießen, und die anderen schossen gleichfalls. Nur Ärmler machte sich an seinem selbstgebastelten Raketenwerfer zu schaffen, ohne ihn zum Funktionieren zu bringen. Alle brüllten auf ihn ein, fluchten und drohten ihm sogar Prügel an. Das war freilich nur leeres Gerede. Sie waren viel zu beschäftigt, konnten auch nicht einen Moment mit Schießen aufhören. Der Ring um die Tiere wurde immer enger, wir vermochten bereits die Schußflammen der uns entgegenkommenden Panzer auszumachen, als Ärmler plötzlich das rostige Rohr seiner Kanone zwischen mir und dem Fahrzeugführer hindurchsteckte und abdrückte. Ein schreckliches Getöse und Donnern wurde laut, eine fortwährende Detonation, die mich nahezu taub und blind auf den Boden des Fahrzeugs warf. Über dem Salzboden stieg dichter schwarzer Rauch auf, so daß alle Fahrzeuge stehenblieben und die Männer im Schießen innehielten. Sie schrien nur noch wirr durcheinander und fuchtelten mit ihren Karabinern herum. Ich war noch jung damals und schoß für mein Leben gern. Leider war ich von jeher ein guter Schütze, der sein Ziel niemals verfehlte. Und sosehr ich es jetzt bedau-

ern muß, ich habe nicht nur auf dem Mars geschossen, nicht nur auf gefährliche Raubtiere. Hätte ich doch niemals in meinem Leben einen Karabiner zu Gesicht bekommen…

Der Jäger erhob sich, schritt um den Balg des Flugegels herum und ging dann über die Galerie. Er sah wohl ein wenig angegriffen aus, denn viele Besucher blieben stehen und schauten ihm beunruhigt hinterher. Schließlich trat sogar ein junges Mädchen auf ihn zu und erkundigte sich schüchtern, ob sie ihm irgendwie behilflich sein könne.

„Aber nicht doch, Kleine!" wehrte der Mann ab. Er lächelte mit Mühe, fingerte gleich darauf an der Brusttasche seiner Jacke herum und fischte eine sehr exotisch wirkende Muschel vom Planeten Jajla heraus. „Die ist für dich", sagte er. „Ich habe sie von weit her mitgebracht."

Das Mädchen dankte mit einem leichten Lächeln und nahm die Muschel an sich.

„Sie sehen nämlich sehr mitgenommen aus, wissen Sie…" sagte sie ein bißchen unsicher.

„Ich bin eben nicht mehr der Jüngste, Kindchen", erwiderte der Jäger. „Wir Alten sehen selten gut aus. Zuviel müssen wir mit uns herumschleppen."

Wahrscheinlich hatte das Mädchen nicht begriffen, was er meinte, aber daran lag ihm auch nichts. Er strich ihr übers Haar und schritt weiter. Nur daß er jetzt hochaufgerichtet ging. Nun drehte sich niemand mehr nach ihm um.

Das fehlte noch, daß mich die kleinen Mädchen bemitleiden! dachte er. Ich habe anscheinend keine Kondition mehr. Ich hätte gar nicht erst auf die Erde zurückkehren sollen. Gescheiter wäre es, für immer auf der Jajla zu bleiben, mich am Rand der Grauen Sümpfe niederzulassen und die Netze nach Rubin-Aalen auszulegen. Niemand kennt diese Grauen Sümpfe besser als ich, und ich wäre bestens aufgehoben. Vor allem weil es dort für einen Jäger, der nicht mehr schießen will, auch so allerhand zu tun gibt.

Er blieb erneut stehen. Hier, an dieser Stelle, machte er immer halt. In einem länglichen Glaskasten, auf Bruchstükken grauen Sandsteins, stand, die drei Paare krummer Beinchen weit gespreizt, eine ausgestopfte, runzlige, unansehnliche Eidechse von schmutziggrauer Farbe. Die uneingeweihten Besucher zeigten sich von diesem grauen verschrumpelten Sechsfüßer nicht sonderlich beeindruckt, denn nur wenige kannten seine wundersame Geschichte.

Der Jäger aber wußte Bescheid, und jedesmal wenn er bei diesem Tier stehenblieb, überkam ihn ein Gefühl fast abergläubischer Bewunderung vor der allmächtigen Kraft des Lebens. Die Eidechse war etwa zehn Parallaxensekunden vom Sonnensystem entfernt erbeutet worden. Ihr toter Körper war präpariert worden, und der ausgestopfte Balg lag nunmehr seit zwei Jahren an diesem Ort. Eines schönen Tages jedoch schlüpften plötzlich vor den Augen der Besucher einige Dutzend winziger lebendiger Eidechsen aus der runzligen grauen Haut. Freilich gingen sie durch die Erdluft augenblicklich zugrunde, sie verbrannten an Sauerstoffüberschuß, doch das Aufsehen, das ihr Erscheinen hervorrief, war ganz außerordentlich. Die Zoologen standen noch heute vor dem Rätsel, wie das hatte geschehen können. In der Tat – das Leben war das einzige, vor dem es sich in dieser Welt zu verneigen lohnte…

Der Jäger schlenderte durch die Galerien, ging von einem Pavillon zum anderen. Die grelle afrikanische Sonne – die gute, wärmende Erdsonne – beschien die Tiere unter dem Plexiglas, Tiere, die unter fremden Himmeln geboren worden waren, viele hundert Milliarden Kilometer von hier entfernt. Fast alle von ihnen kannte er, hatte sie bereits viele Male gesehen, und nicht nur im Museum. Hin und wieder blieb er vor neuen Exponaten stehen, las die fremdartigen Namen der wundersamen Tiere und dazu die ihm vertrauten Namen der Männer, die sie erlegt hatten. Er kannte diese Männer alle, und er war jetzt der älteste von ihnen, wenngleich nicht der erfolgreichste. Doch er freute sich zu erfahren, daß es Salier dem Jüngeren nun endlich gelungen war, den schuppigen Verborgenkiemer zu fangen, daß Wolodja Babkin eine lebende Segelflugschnecke mit auf die Erde gebracht und Bruno Belliard auf der Pandora nun doch noch eines der weißgestreiften Buckelnashörner geschossen hatte, nach denen er schon mehrere Jahre auf Jagd gewesen war…

So gelangte er schließlich in den zehnten Pavillon, in dem viele seiner eigenen Trophäen ausgestellt waren. Hier blieb er vor nahezu jeder Vitrine stehen, hing Erinnerungen nach und genoß nochmals seine früheren Erlebnisse. Zum Beispiel das mit dem „Fliegenden Teppich", der auch das „Fallende Blatt" genannt wurde. Vier Tage lang, überlegte er, habe ich auf der Lauer gelegen. Es war auf der Rushena, jenem Planeten, wo es so selten regnet und wo einst, vor sehr langer Zeit schon, der hervorragende Zoologe Ludovico Porta ums Leben gekommen ist. Der „Fliegende Teppich" bewegte sich mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit und besaß ein sehr feines Gehör. Ihn konnte man unmöglich mit einem Fahrzeug jagen, man mußte ihm Tag und Nacht auflauern, seine schwachen öligen Spuren im Laub aufspüren. Mir allein gelang es, ihn zu fangen, und seither niemandem mehr. Der stolze, selbstbewußte Salier hat nicht nur einmal behauptet, daß es bei mir ein reiner Glücksfall gewesen sei… Er strich mit den Fingern behutsam über die Buchstaben des Schildes mit der Aufschrift: „…Erlegt und präpariert von Jäger I. Charin…" Viermal schoß ich auf ihn und verfehlte nicht einmal. Er jedoch lebte, als er zu Boden stürzte und die Baumäste mit sich herunterriß, immer noch. Aber das war noch zu der Zeit, als ich mein Gewehr gebrauchte…

Und da war auch das augenlose Ungeheuer von der Venus, aus den Sümpfen mit dem schweren Wasser. Augenlos und ohne Körperformen. Niemand hatte damals, als der Balg ausgestopft werden sollte, auch nur die geringste Vorstellung gehabt, welche Gestalt man dem Tier geben sollte; schließlich hatte man die gelungenste Fotografie zur Vorlage genommen. Ich jagte das Tier durch den Sumpf zum Ufer hin, dachte der Jäger, wo ich einige Fallgruben geschaufelt hatte. In eine von ihnen stürzte es dann und wälzte sich lange Zeit brüllend in der schwarzen, zähen Brühe. Zwei Eimer Betanovokain benötigte ich, um es einzuschläfern. So lange liegt das übrigens noch gar nicht zurück, etwa zehn Jahre, und damals habe ich schon nicht mehr geschossen… Das hier wenigstens ist ein angenehmes Wiedersehen.

Je weiter der Jäger im zehnten Pavillon vorankam, desto langsamer wurden seine Schritte. Es widerstrebte ihm, vorwärts zu gehen, er mußte sich förmlich dazu zwingen, denn jetzt näherte er sich seinem eigentlichen Ziel. Und mit jedem neuen Schritt spürte er das bekannte Gefühl unruhiger Trauer stärker in sich aufsteigen. Aus dem Schaukasten aber starrten ihn bereits die runden weißen Glaskugelaugen an…

Wie bei jedem seiner Besuche näherte er sich der kleinen Vitrine mit gesenktem Kopf. Und wie jedesmal studierte er auf dem Schildchen daneben die Aufschrift, die er schon längst auswendig kannte: „Tierwelt des Planeten Krux, Sternensystem EN 92, Kohlenstoffzyklus, Typ der ‚Monochordata', Klasse, Gruppe, Art: Vierfüßer, dreifingrig. Erlegt von Jäger I. Charin, präpariert von Dr. W. Ärmler." Erst dann hob er die Augen.

Unter der durchsichtigen Glocke lag auf einem geneigten polierten Brett der Kopf – stark abgeplattet von oben nach unten hin, nackt und schwarz, mit einem flachen ovalen Gesichtsteil. Die Haut des Gesichts war glatt wie bei einer Trommel; Mund, Stirn sowie Nasenlöcher fehlten. Nur Augen gab es. Runde weiße Augen mit kleinen schwarzen Pupillen und ungewöhnlich weit auseinanderstehend. Das rechte Auge war leicht beschädigt, was dem starren Blick einen seltsamen Ausdruck verlieh. Ärmler war ein ganz ausgezeichneter Präparator: Genau diesen Blick hatte der Vierfüßer gehabt, als der Jäger sich im Nebel das erste Mal über ihn gebeugt hatte.

Siebzehn Jahre war es jetzt her. Wie nur hat das geschehen können? überlegte der Jäger ein ums andere Mal. Ich hatte doch gar nicht die Absicht, dort auf Jagd zu gehen. Krux behauptete, es gäbe auf diesem Planeten so gut wie kein Leben, von einigen Bakterienarten und kleinen Landkrebsen abgesehen. Trotzdem nahm ich, als Sanders mich bat, die Gegend zu erkunden, das Gewehr mit ins Geländefahrzeug…

…Über den Geröllhängen stand Nebel. Eine kleine glühende Sonne stieg auf.

Unter den elastischen Raupenketten des Fahrzeugs knirschte das Gestein; aus dem Dunst tauchten einer nach dem anderen dunkle, nicht allzu hohe Berge empor. Plötzlich nahm ich auf einer der Bergkuppen eine Bewegung wahr und brachte das Fahrzeug zum Stehen. Das Tier auf eine solche Entfernung zu erkennen war kaum möglich. Außerdem störten der Nebel und das Dämmerlicht. Doch ich war erfahren, hatte einen geübten Blick. Auf dem Gebirgskamm bewegte sich irgendein großes Wirbeltier, und ich freute mich, die Waffe dennoch mitgenommen zu haben. Da werden wir Krux eins auswischen, dachte ich aufgeräumt. Dann, als sich der Nebel für einen Moment lichtete und sich die geduckte Silhouette des Lebewesens deutlich gegen den rötlichen Himmel abzeichnete, drückte ich ab. Im selben Augenblick erfolgte an der Stelle, wo sich das Tier befand, eine Detonation, die von einem blendendhellen violetten Lichtschein begleitet war.

Ich war verblüfft. Ich erinnerte mich, das Gewehr mit einer Anästhesienadel geladen zu haben, von der ich am allerwenigsten geglaubt hätte, daß sie eine solche Explosion hervorrufen könnte. Ich überlegte einige Augenblicke und kletterte dann aus dem Fahrzeug, um mich auf die Suche nach dem erlegten Tier zu machen. Wie schon erwartet, fand ich es unterhalb des Berges auf dem Geröll. Es war in der Tat ein vierbeiniges oder auch vierarmiges Wesen von der Größe einer stattlichen Dogge. Es hatte fürchterliche Verbrennungen davongetragen; es war verstümmelt, und wieder wunderte ich mich über die furchtbare Wirkung einer gewöhnlichen Anästhesienadel. Ich hatte sogar Mühe, mir die ursprüngliche Gestalt des Tieres vorzustellen. Relativ heil war lediglich der Gesichtsteil des Kopfes geblieben – ein flaches Oval, von glatter schwarzer Haut überzogen, in dem weiße erloschene Augen saßen. Ich brachte die Überreste des Tieres ins Fahrzeug und kehrte zum Raumschiff zurück.

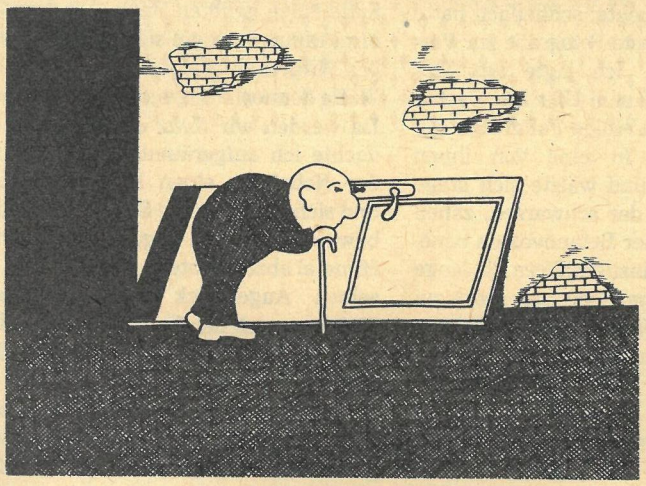
Auf der Erde nahm sich Ärmler der Trophäe an. Eine Woche später teilte er mir mit, daß der Tierkörper stark beschädigt sei – er könne höchstens als Beweis dafür dienen, daß es im Sternensystem der roten Mikros hochentwickeltes Leben gäbe. Er riet mir, künftig behutsamer mit Thermitpatronen umzugehen. „Man könnte meinen, du hättest in Panik losgeballert, wärst von dem Tier überfallen worden", bemerkte er mißmutig. „Aber ich erinnere mich genau, mit einer Anästhesienadel geschossen zu haben", erwiderte ich. Ärmler ließ nicht locker. „Und ich sehe, was ich sehe: daß du ihm nämlich eine Sprengpatrone genau in die Wirbelsäule gejagt hast." Ich zuckte nur die Achseln und ließ es dabei bewenden.

Ja, dachte der Jäger, während er noch immer vor dem Tier stand und dessen platten Kopf betrachtete, damals schien mir die Angelegenheit nicht gar so wesentlich zu sein. Ich hatte mich über Krux lustig gemacht, mit Ärmler gestritten und alles wieder vergessen. Später jedoch überkamen mich Zweifel und mit ihnen – Gewissensbisse.

Krux rüstete zwei große Expeditionen aus. Er durchkämmte weite Gebiete auf dem Planeten, fand aber kein einziges Lebewesen, das größer gewesen wäre als ein fingerlanger Kleinkrebs. Dafür entdeckte er auf der südlichen Halbkugel, auf einem Felsplateau, einen unbekannten Startplatz für kleine Raumschiffe. Es handelte sich um einen kreis-

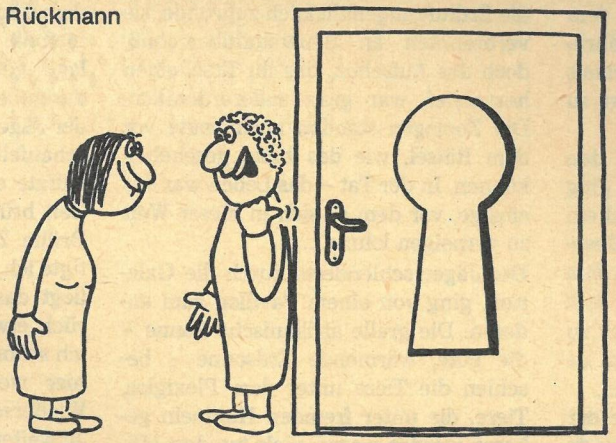
Fortsetzung Seite 42

Mittelmäßigkeiten sind kein Gegenstand

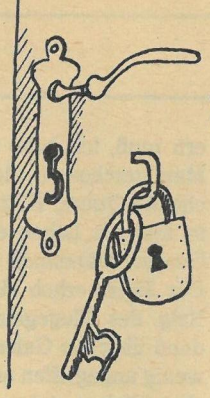


Newrus, Belgrad

Rückmann



Nun hat unsere Sechzehnjährige auch ihr eigenes Zimmer!



Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

Torheiten

von Günter Gregor

Ein ält'res Fräulein, namens Käthe,
das täglich hundert Höschen nähte
in einem Konfektionsbetriebe,
erfaßte endlich doch die Liebe
zu einem Herrn, der recht galant
nach Schichtschluß vor dem Tore stand.
Und eben darum hatte freilich
das Fräulein es besonders eilich.

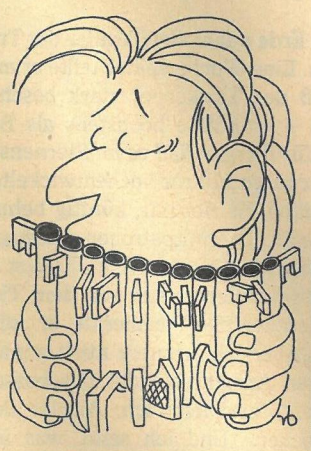
Dem Tor erschien das anfangs spanisch.
Es resümierte: Torschlußpanisch!

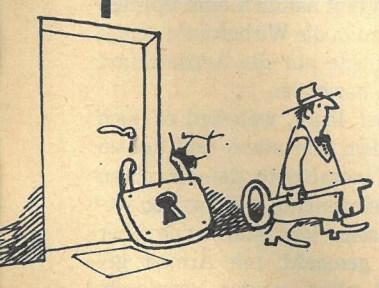
✦

Ein Pförtchen sprach: „Es kommt mir vor,
als würd' ich mal ein großes Tor ..."
doch merkte es nach ein'gen Zeiten,
es gab Entwicklungsschwierigkeiten.

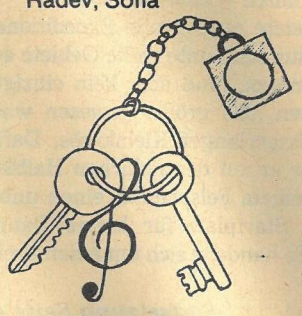
Die Weisheit selbst hat durch die Neugierde ihre meisten Verehrer erhalten. Lessing

Burgstett





Radev, Sofia



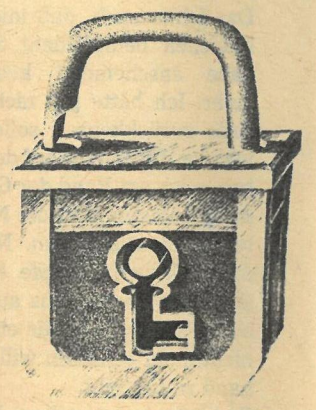
Alexander Kiri

Schlüssel-Erlebnis

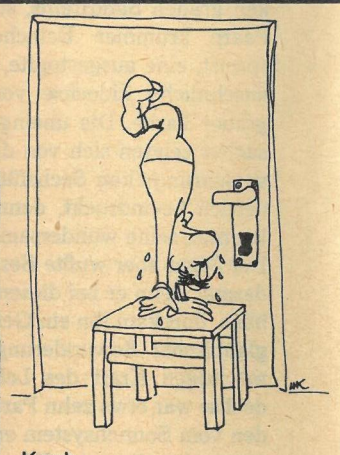
Alexej Iwanowitsch Konoplew mußte einen Stuhl reparieren lassen. Der Schaden war unbedeutend, auf den ersten Blick überhaupt nicht festzustellen. Doch der Stuhl war kostbar, reich mit Intarsien verziert, ein Erbstück. So hatte sich sein Besitzer entschlossen, ihn in die Werkstatt zu bringen. An der Metrokasse – eine lange Schlange. Alexej Iwanowitsch stellte den Stuhl an die Wand, kramte das Fahrgeld heraus, stellte sich an. Als er zu seiner Bürde zurückkehrte, saß auf dem Stuhl eine kleine Greisin. Sie ruhte sich aus. Zuerst wollte Konoplew sie hochscheuchen, dann aber siegte sein gutes Herz: Warum sollte sich das Mütterchen nicht ein paar Minuten ausruhen? So blieb er geduldig in ihrer Nähe stehen und wartete. Offenbar bemerkte das Mütterchen seine interessierten Blicke, unruhig begann es auf dem Stuhl hin und her zu rutschen. Schließlich winkte es eine junge Frau heran. Beide versanken in ein leises, aber sehr intensives Gespräch, argwöhnische Blicke trafen Konoplew. Schließlich eilte die junge Frau davon, um wenig später mit einem bärtigen Milizionär zurückzukehren. Der trat auf Konoplew zu, grüßte und verlangte, seine Papiere zu sehen. Konoplew war verwirrt: „Ich habe sie nicht bei mir!" „Nun, dann kommen Sie bitte mit". Interessiert verfolgten das Mütterchen und die junge Frau das Gespräch, jederzeit bereit, die offensichtlich aggressiven Absichten des Unbekannten zu bestätigen. „Aber ich kann nicht mitkommen! Ich muß hier auf meinen Stuhl aufpassen!" „So, so, auf I h r e n Stuhl müssen Sie aufpassen. Nun, er wird Ihnen nicht weglaufen! Wenn ich also bitten darf!" Die Geste des Bärtigen war unmißverständlich.

Nach zwei Stunden kehrte Konoplew zurück. Der Stuhl stand tatsächlich noch an seinem Platz. Niemand saß drauf. Freudig griff Konoplew nach der Lehne. Der Stuhl rührte sich nicht. Und da mußte Konoplew eine Entdeckung machen: Die Stuhlbeine waren fest mit dem Fußboden verschraubt. Sicherheitshalber waren sie auch noch durch eine Eisenkette, an der ein gewaltiges Schloß hing, mit dem Pfeiler verbunden. Die Rückseite des Stuhles aber zierte ein Schildchen: „Inventarisiert unter Nummer 1013". – Unendlich müde ließ sich Konoplew auf den Sitz fallen.

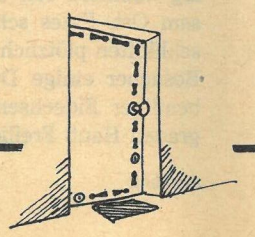
Aus dem Russischen von Adeline Thomas



Kopelnizki, Tschernowzy



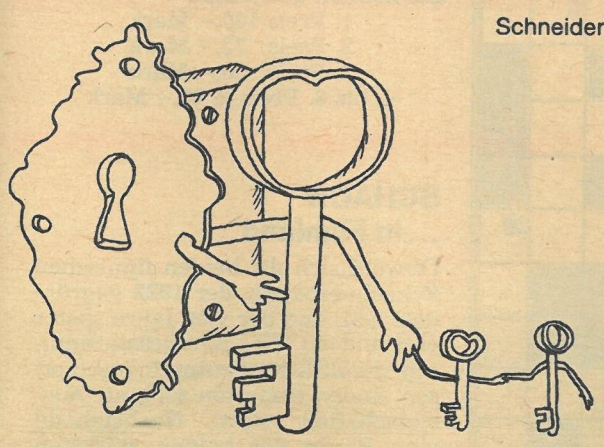
Koch



Vieles erfahren heißt noch nicht, Erfahrung zu besitzen. Ebner-Eschenbach

der Bewunderung. Gracian

Von allen Lastern ist Anstand das kostspieligste. Feuchtwanger



Schneider

Schlüssig

**Sechs Schlüssel, einsam, aber nett,
die hingen lange an 'nem Brett;
dann wurden sie zu Freunden und
liierten sich zum Schlüsselbund.**

U. Lehmann

Rat

von Gürek

**Laß den Schlüssel stecken
beim Kosen und beim Necken
auf buntgeblümten Linnen –
aber bitte von innen!**

Klage

von Heyse

**Ich sitz vor deiner Kammer:
Katzenjammer...
In deiner Kammer schläft die Katz:
für die ist Platz...**

Musik ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen.

Seume

Tor-Tour

Manche fallen auch durchs Schlüsselloch ins Haus!

G. Rzehaczek

Türschluß-panik

Bevor du eine Tür aufschließt, sieh nach, ob auch ein Haus dran ist.

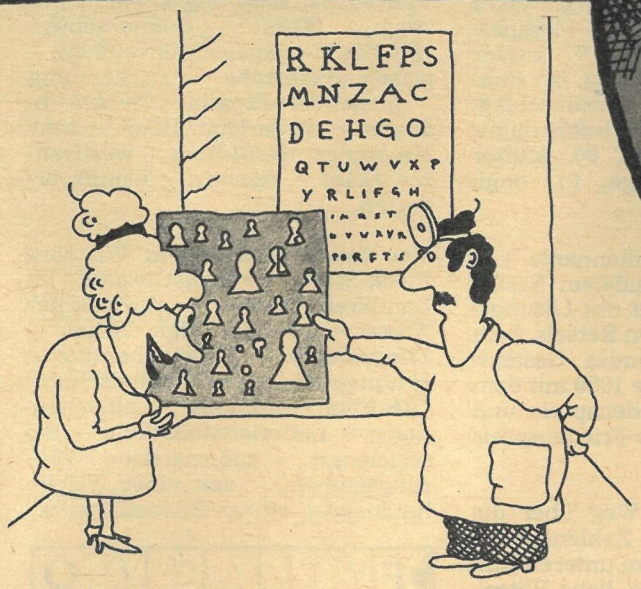
M. Hinrich

2 Wochenspruch

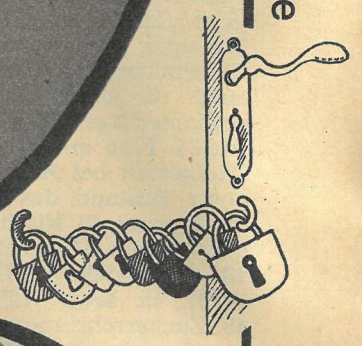
Rat ohne Hilfe ist wie eine Tür ohne Klinke.

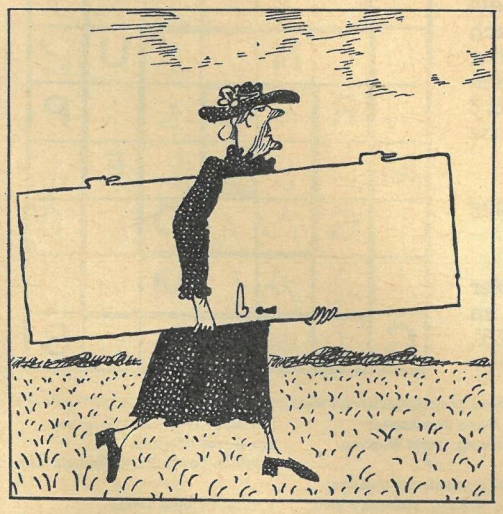
sorbisch

Othello, der rasende Nacktschneck von Burgstett

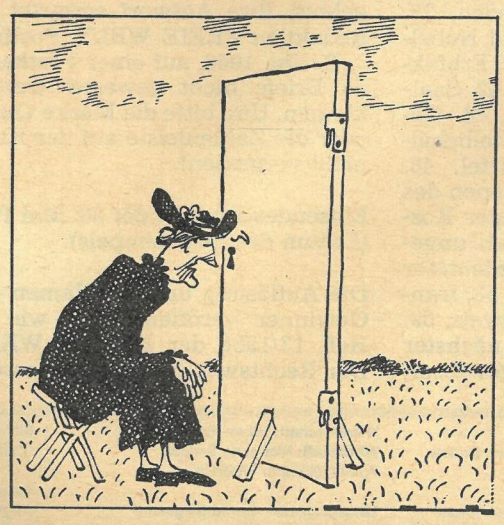


Steger





Der Neugier Fernrohr ist das Schlüsselloch.



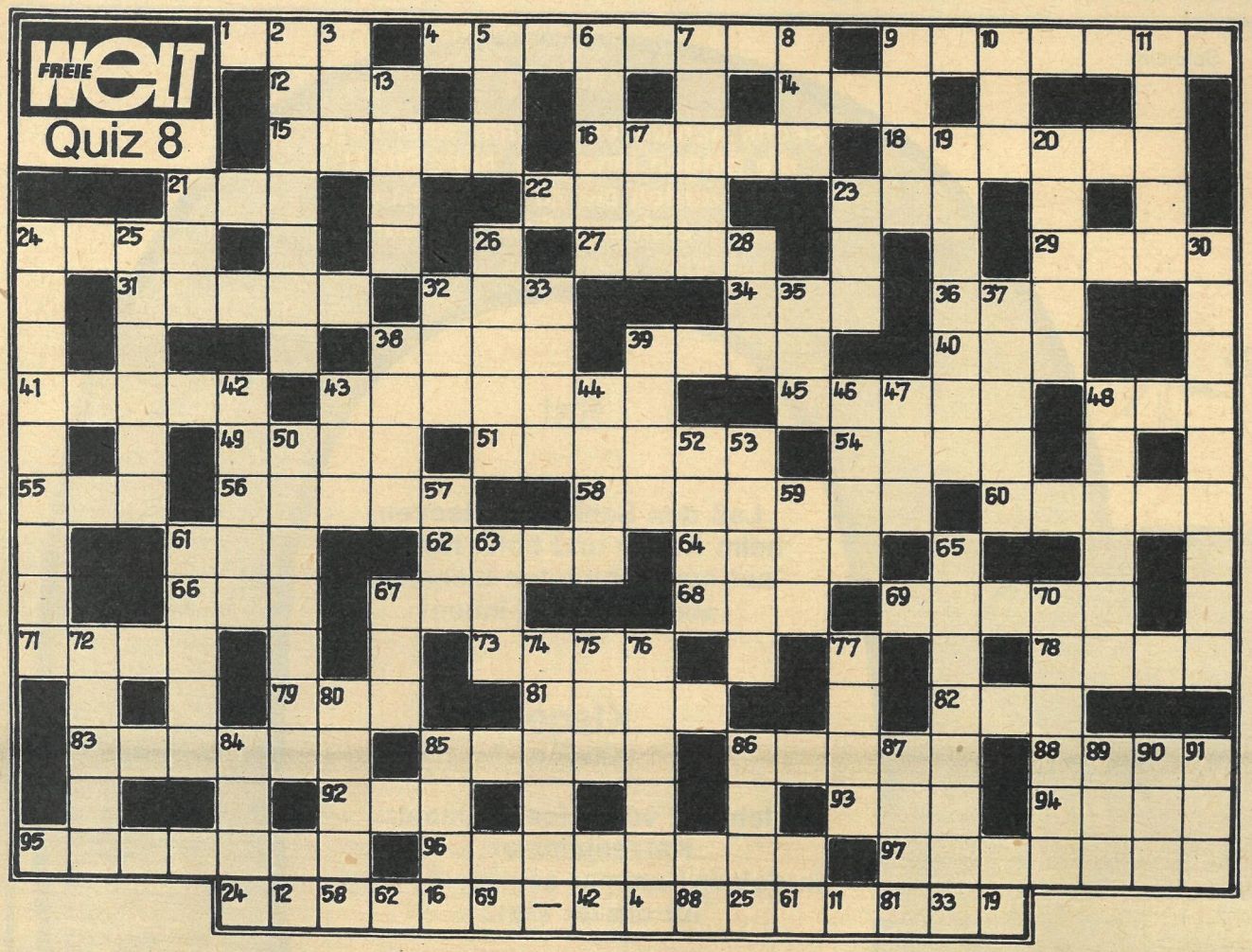
Tscherbakow, Moskau

Schmidt

Geheimnisse sind noch keine Wunder. Goethe

Von weitem sieht eine Ehe außerordentlich einfach aus. Fallada

Unsere Welt verdankt alles Glück der rasenden Neugier der Frau. Sofia Tolstaja



Sie können gewinnen:
1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

SCHACH
... in Finnland

Obwohl sich die beiden finnischen Schachverbände, der 1922 gegründete SSL und der vier Jahre später entstandene TSL, zum gesamtfinnischen SKSL 1948 zusammenschlossen, finden weiterhin separate Meisterschaften statt. Nachstehend eine Partie der beiden stärksten Spieler des Työväen Shakkiliiton (Arbeiterschachbund).

SIZILIANISCH, Nevanlinna – Pirttimäki: **1. e4 c5 2. Sf3 Sc6 3. Sc3 e5 4. Lc4 d6 5. a3 Le7 6. d3 Sf6 7. Sg5 0–0 8. h4! Lg4 9. f3 Ld7 10. Sd5 S:d5 11. L:d5 Dc8 12. Le3 h6 13. Sh3?** (gar zu vorsichtig; besser ist 13. g4!, zum Beispiel 13.... hg 14. hg Le6 15. Dd2 L:d5 16. Dh2 f6 17. g6) **13.... Le6 14. Dd2 L:d5 15. ed Sd4 16. 0–0–0 b5 17. Kb1 Db7 18. Tdf1 D:d5 19. g4 b4 20. ab cb 21. g5 h5 22. D:b4 S:c2! 23. K:c2 Tfc9+ 24. Kd1 Tab8 25. De4 Db3+ 26. Ke1 D:b2 27. Ld2 d5 28. De3 Lc5 29. De2 Da1+ Weiß gab auf.**

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. nordamerikan. Staatenbund (Abk.), 4. kirgis.-sowj. Schriftsteller („Der erste Lehrer"), 9. russ.-sowj. Schriftsteller („Es blinkt ein einsam Segel"), 12. Gebirgsstock auf Kreta, 14. Wolganebenfluß, 15. oberitalien. Stadt, 16. zweitgrößte Insel der Erde (im Pazifik), 18. unterirdisch verlaufender Verkehrsweg, 21. Weltorganisation (Abk.), 22. Futtergefäß, 23. Stadt in Marokko, 24. Sumpfgebiet, 27. Haushaltsplan, 29. frühere Bezeichnung für einen Schriftgrad, 31. nordamerikan. Büffel, 32. engl. Insel, 34. Fluß im NW der BRD, 36. Titelgestalt bei Alex Wedding, 38. guter Zustand des Kulturbodens, 39. Papagei, 40. Nische vor Hochgebirgsgipfeln, 41. nordfranzös. Stadt, 43. sowj. Maler u. Grafiker (gest. 1969), 45. sowj. Währungseinheit, 48. Zuckerrohrbranntwein, 49. südwestfranzös. Stadt, 51. Name einer Beethoven-Sinfonie, 54. Männername, 55. Hausflur, 56. Zeichnung im Holz, 58. Schiffsbauplatz, 60. lateinisch: Nennwort, 61. Abk. für Volkseigenes Gut, 62. Obdach, 64. fruchtbarer Wüstenstrich, 66. Zitatensammlung, 67. griech. Göttin der Verblendung, 68. strikte Verneinung, 69. wäßrige Lösung, 71. Sammelbezeichnung für Früchte, 73. Behältnis, 78. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 79. Gartenbauausstellung in Erfurt, 81. Vorfahrin, 82. Schiefer, Fels, 83. Hauptstadt Albaniens, 85. höchster Teil der Karpaten, 86. Schallplattenmarke, 88. As im deutschen Kartenspiel, 92. Mädchenname, 93. Tanzschritt, 94. oberitalien. Weinbaustadt, 95. russ.-sowj. Schriftsteller (gest. 1960), 96. Volk einer SSR im SW des europ. Teils der UdSSR, 97. Fahrzeuganlasser.

Senkrecht: 2. russ.-sowj. Schriftsteller, Lyriker und Dramatiker (1915–1979), 3. Abschiedswort, 5. rumän. Männername, 6. französisch: Bürgermeister, 7. größtes Waldgebiet der Erde, 8. korean. Währungseinheit, 9. Bauernhaus ohne Hofstätte, 10. Erdart, 11. genialer schweizer. Mathematiker (gest. 1783), 13. westrumän. Industriestadt a. d. Mures, 17. Farbe, 19. Volk einer SSR in Mittelasien, 20. elektrotechn. Dämpfungsmaß, 21. ein schweizer. Urkanton, 23. Tonbezeichnung (Musik), 24. sowj. Pädagoge und Schriftsteller (gest. 1939), 25. sowj. Pianist von Weltruf (gest. 1974), 26. Nebenfluß der Seine, 28. nordostspanischer Küstenfluß, 30. russ. Dichter (1814–1841), 32. Monatsname, 33. Untiefe, 35. russisch: Frieden, 37. schwedischer Physiker und Nobelpreisträger (gest. 1937), 38. Erbfaktoren, 39. Nichtfachmann, 42. Saatgut, 43. musikal. Halbton, 44. Gemüsepflanze, 46. Stimmzettelbehälter, 47. früherer türk. Titel, 48. Name von elf ägypt. Pharaonen des 14.–12. Jh. v. u. Z., 50. erster Kosmonaut der Welt, 52. durch ungeschlechtl. Vermehrung gezüchteter Nachwuchs einer Pflanze, 53. französ. Männername, 57. Hinweis, 59. Nebenfluß der Aller, 61. nächster Verwandter, 63. Binnengewässer, 65. Totlast, 67. ein Scheuerpulver, 70. sowj. Jugendbuchautor („Timur und sein Trupp"), 72. Genußmittel der Malaien, 74. Angehöriger eines Volkes im Wolgaland, 75. Zeitmesser, 76. See in Finnland, 77. kurzer Ausflug, 80. Festkleidung, 84. französisch: Bogen, 85. Niederschlag, 86. engl. Biersorte, 87. luftförmiger Körper, 89. Baumteil, 90. Mutter der Nibelungenkönige, 91. engl. Anrede.

Der Vor- und Familienname von Rumäniens bedeutendstem Erzähler (1880–1961) bildet das Lösungswort unseres heutigen Rätsels. Sein 120 Bände umfassendes Gesamtwerk wurde im Jahre 1950 mit dem Internationalen Friedenspreis und 1960 mit dem Lenin-Friedenspreis gewürdigt.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 8 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 28. Mai 1986 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 13/1986 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Wörterband

Von außen nach innen: ein Werkzeug – Blume – Sonnenschirm (französ.) – japan. Münzeinheit – griech. Buchstabe – Anerkennung – fliegender Jüngling der griech. Sagen – niederländ. Stadt – sehr langsames Musikstück – westfranzös. Stadt – Fixstern – Schiffsvorderteil.

Von innen nach außen: Wilhelm-Pieck-Stadt – Industriestadt im Landkreis Meißen – altrömischer Kaiser – „wundertätige" Schale – Fliegenlarve – Wolganebenfluß – Hauptgipfel des Kilimandscharo/Ostafrika – Jungtier – Mädchenname – Lotterieanteilschein – Papageienart – südamerikan. Währungseinheit – aus einer Fläche herausgearbeitetes Bildhauerwerk.

F	E	I	L	E	R	O
O	B	I	K	A	R	S
L	E	N	N	E	U	E
A	R	B	U	S	S	P
M	O	E	G	S	E	A
N	G	N	N	O	P	R
A	R	A	L	M	A	A
G	N	E	S	L	O	S

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

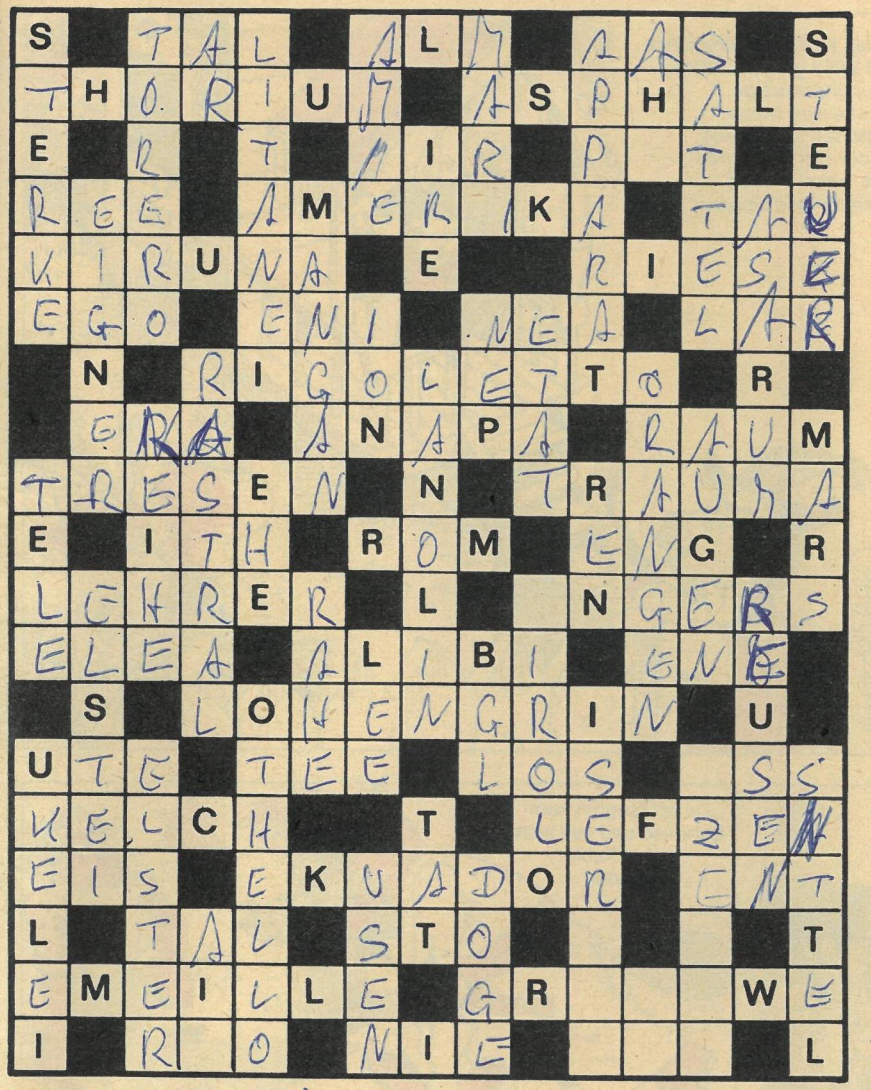
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur (amt.): Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schabinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Georg Walter

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke I. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Erdteil, 2. Nährmutter, 3. Erdpech (Straßenbaumaterial), 4. schweizer. Dorf im Tessin (Sommerfrische), 5. Tierkadaver, 6. Inselatoll nördl. von Tahiti, 7. Gebirgsweide, 8. Flächenmaß, 9. sowj. Schwarzmeerkurort, 10. svw. Gerät, Vorrichtung, 11. westfranzös. Stadt nordöstl. von Nantes, 12. Sinnesorgane, 13. Abwesenheitsnachweis, 14. Inselgruppe im Atlantik, 15. Männername, 16. nordostdänischer Küstenort, 17. südschwed. Ort westl. von Karlskrona, 18. Rhônenebenfluß, 19. Abk. für Betriebsgewerkschaftsleitung, 20. Staatsoberhaupt im alten Venedig (Titel), 21. lateinisch: das Ich, 22. Gefrorenes, 23. japan. Maler des 13. Jh., 24. nordpoln. Kreisstadt, 25. altgriech. Philosophenschule in Unteritalien, 26. Lebensbund, 27. Republik a. d. Westküste Südamerikas, 28. Staatshaushalt, 29. Arnonebenfluß, 30. Rabenvogel, 31. Glasschmelzfluß, 32. svw. Eigentümer, 33. räumlich beschränkt, 34. Neurologe, Mitbegründer der modernen Nervenheilkunde (1840–1921), 35. Fluß im südl. Peru, 36. sowj. Ort südwestl. von Brjansk, 37. Abk. für Generalstabsoffizier, 38. unteritalien. Stadt nördl. von Neapel, 39. Elementarteilchen, 40. Höhenzug östl. von Bad Pyrmont/BRD, 41. europ. Inselbewohner, 42. Stammlokal des braven Soldaten Schwejk, 43. nördlichste Stadt Schwedens (Bergbauort), 44. Langarmaffe, 45. Lotterieanteilschein, 46. Windschatten, 47. Erzieher, Pädagoge, 48. herabhängende Tierlippen, 49. eintöniges Klagen; langweiliges Gerede, 50. Oper von Rich. Wagner, 51. Salbengrundlage, 52. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 53. silbergraues Schwermetall (Reinelement), 54. Planet, 55. russisch: Frieden, 56. ASSR a. d. mittleren Wolga, 57. norweg. Fluß zum Trondheimsfjord, 58. Sportstadion in Budapest, 59. strikte Verneinung, 60. chem. Zeichen für Nikkel, 61. Südfrüchte, 62. Nebenfluß des Bolschoi Abakan, 63. Titelgestalt bei Shakespeare, 64. sowj. Ort am Fluß Net (südwestl. von Gorki). 65. Wendekommando, 66. Serie, Folge, 67. Märchenwesen, 68. Werkzeug zum Ziehen von Notenlinien, 69. Oper von Verdi, 70. eine Segelstange, 71. svw. Zimmer, 72. Nordlandtier, 73. südeurop. Hauptstadt, 74. Fischfanggeräte, 75. Reitsitz, 76. Kuh, die noch nicht gekalbt hat, 77. russisch: hundert, 78. Lenkvorrichtung, 79. Gebirgseinschnitt, 80. seelische Erschütterung; Wunde (griech.), 81. Schiffsseil, 82. griech. Vorsilbe, auf Ferne bezüglich, 83. chem. Element, 84. span. Stierkämpfer, 85. Aufgußgetränk, 86. Handlung, 87. Schanktisch, 88. Süßwasser-Weißfisch, 89. Mädchenname, 90. Fluß südwestl. von Ufa/Baschkir. ASSR.

Einer fehlt

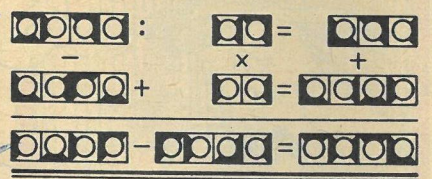
Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:

Taue – Mauer – Arme – Rune – Klee – Stehen – Steen – Marne – Pfad

Die eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines russischen Astronomen (1831–1904), der über Kometen und die Physik ihrer Schweife arbeitete.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Vom Kern zum Wort

1. Hochschullehrer; Ehrentitel für Wissenschaftler und Künstler, 2. Benutzer eines Zweirades, 3. nach ihrem Erfinder benannte Kraftmaschine, 4. Sitzung, Tagung, 5. Stachelhummer (Mz.), 6. Pharmazeut, 7. ein Brotaufstrich, 8. Männername, 9. Fell- oder Segeltuchranzen, 10. Arzt für innere Krankheiten, 11. französ. Komponist deutscher Herkunft („Hoffmanns Erzählungen"), 12. Signalgerät auf Schiffen und Leuchttürmen.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von oben nach unten gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine feierliche Verkündigung; Bekanntmachung.

1	P	R	O	F	E	S			
2	R	A	D	F	A	H	R		
3	O	T	T	O	M				
4	K	O	N	F	E	R	E	N	Z
5	L	A	N	G	U	S	T		
6	A	P	O	T	H	E			
7	M	A	R	G					
8	A	L	E	X					
9	T	O	R	N	I	S			
10	N	T	E	R					
11	D	F	F	G	N	B	A	C	H
12	N	E	B	E	L				

Auflösungen aus Heft 9/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Ural (81), Lorca (44), Tula (79), Karate (33), Dialog (18), Epen (20), Abiad (6), Riga (61), Karl (35), Mast (46), Keres (38), ABI (2), Kursk (36), Assagai (4), Ross (66), Tenor (76), Rabe (58), Oktave (50), Aralie (9), Ideal (30), Sprung (73), Selene (71), Niet (49), Eloge (22), Esel (24), Triller (78), Benno (15), Lee (42), Omega (53), Orel (55), Irma (31), Omar (51), Helme (29), Salz (69), Kammer (32), Nieren (47), Arta (13), Elton (26), Rama (64).

Senkrecht: Uke (80), Rappe (59), Are (3), Lanke (39), Lear (83), Roi (63), Adda (10), Tartu (75), Uli (82), Logis (40), Aga (8), Blase (17), Amigo (7), Asa (11), Ski (74), Karo (34), Rast (57), Banderole (14), Real (60), Klee (37), Steiger (72), Aralsee (1), Okapi (54), Salut (68), Ralle (56), Biene (16), Snob (70), rein (67), Este (23), Elba (25), Lille (41), Gleim (27), Tor (77), Rom (65), Elmar (19), Norma (48), Maser (45), Golem (28), Ehre (21), Renn (62), Oka (52), Amt (5), Lot (43), Ara (12), Zna (84).

Umstellrätsel: Masse, Ober, Reim, Genie, Elke, Nelke, Salat, Taler, Eisen, Rispe, Nepal – Morgenstern.

Vom Kern zum Wort: 1. Satellit, 2. Pralinen, 3. Ermitage, 4. Kontrast, 5. Ukrainer, 6. Labrador, 7. Armenien, 8. Tantalus, 9. Isolator, 10. Unipolar, 11. Sahneeis – Spekulatius.

Um die Ecke gedacht: Telemark

Magisches Quadrat: 1. Titel, 2. Inari, 3. Tarim, 4. Erika, 5. Liman.

Rätselpyramide: 1. O, 2. Om, 3. Oma, 4. Roma, 5. Norma, 6. Marone.

Raten und Rechnen:

4175	–	1872	=	2303
+		:		–
1969	+	78	=	2047
6144	:	24	=	256
–		×		+
2369	+	46	=	2415
3775	–	1104	=	2671

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 5) aus Heft 7/1986

Waagerecht: 1. Bondartschuk, 7. Tatar, 10. Mal, 12. Laute, 14. Samos, 16. Rinde, 20. Saat, 22. Helm, 23. Iasi, 24. Zenit, 25. Lermontow, 27. Lauta, 28. Abend, 31. Anis, 32. Lenz, 33. Dur, 34. Obers, 37. Gnu, 38. Wecker, 42. Ehe, 43. Newa, 44. Rabe, 46. Saum, 47. Ist, 48. Angara, 51. Won, 53. Desna, 55. Ale, 56. Robe, 58. Oase, 60. Kasan, 62. Regel, 64. Balakirew, 67. Erika, 69. Enge, 71. Ruhe, 73. Lene, 74. Insel, 77. Lette, 78. Laden, 79. Tete, 82. monoton, 83. Werst, 84. Borowikowski, 85. Wade.

Senkrecht: 1. Blatt, 2. Dee, 3. Rose, 4. Semmel, 5. Husum, 6. Kur, 7. Ton, 8. Thea, 9. Rubinstein, 11. Alai, 13. Tolbuchin, 15. All, 17. Iltis, 18. Diwan, 19. Tal, 20. Sete, 21. Ananjew, 22. Han, 24. Zulu, 26. Ode, 28. Ade, 29. Erk, 30. Dora, 35. Balalaika, 36. Rosa, 37. Gribojedow, 38. Ware, 39. Erz, 40. Sen, 41. Autorin, 45. Bank, 49. Gas, 50. Ren, 51. Wega, 52. Leben, 53. Delle, 54. Suk, 57. Beketow, 59. Wertow, 61. Aue, 63. Lisene, 65. Iller, 66. Wut, 67. Elemi, 68. Reno, 70. Gier, 72. Heck, 75. Set, 76. Lob, 78. Lew, 80. Eta, 81. Tod. **Lösungswort:** Gwinissa.

Es gewannen:

1. PREIS:
100,– M Brunhild Gabriel, Berlin, 1035

2. PREIS:
75,– M Herta Lorenz, Cunersdorf, 9501

3. Preis:
50,– M Lotte Roussiere, Markersbach, 9439

4. BIS 8. PREIS:
je 25,– M I. Jäger, Jena Lobeda, 6902; Michael Noack, Leipzig, 7063; Adelheid Ebert, Hetzdorf, 2151; Jens Krumrück, Trebenow, 2151; Heinz Lehmann, Bischofswerda, 8500.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Eines Abends, als die Freunde beim Tee saßen, hörten sie jämmerliches Weinen.

Ach, meine dummen Zicklein! Warum habt ihr nicht auf eure Mutter gehört? Nun hat euch der böse Wolf sicher schon verschlungen! Ach, meine armen, dummen Kinder!

Was ist geschehen? Können wir dir helfen?

Frei nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Jeden Morgen, wenn ich in den Wald gehe, saftiges Gras und würzige Kräutlein zu holen, schließen sich meine Kinder ein. Sie öffnen erst, wenn ich das Geißlein-Lied singe.

Eines Tages belauschte der Wolf den Gesang der Geiß.

HE-HE-HE!

Geißlein, liebe Kinder, öffnet mir die Tür. Zartes Gras und saftige Kräutlein, leckere Himbeeren bringe ich euch…

KLOPF KLOPF

Es ist wohl das Lied, aber nicht die Stimme unserer Mutter! Einem Fremden öffnen wir nicht!

Da lief Isegrim zum Schmied und ließ sich seine Kehle vergolden…

Nun sang er so herrlich, daß die Geißlein vor Freude außer Rand und Band gerieten. Kaum aber hatten sie die Tür geöffnet, da hatte sie der Wolf auch schon in einen großen Sack gesteckt. Bis auf eines…

MUTTI!!

…es war in den Backofen gesprungen.

Als die Tiere diese Geschichte hörten, zögerten sie keine Sekunde, die Ziegenkinder zu retten. Voller Schreck ließ der Wolf seine Beute fahren und floh in den Wald.

HALTET DEN DIEB!!

MAMA! MUTTI!! MUTTER!

Im Tierhäuschen aber lebten fortan auch – laut und fröhlich – sieben Geißlein mit ihrer Mutti.

LEBENSVERSICHERUNG

auch für ein persönliches Jubiläum

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Mit einer Lebensversicherung ins Jahr **2000** Ihr finanzieller Vorteil

Diese Frage ist schnell beantwortet, wenn Sie einen handwerklichen, technischen oder maschinentechnischen Beruf erlernt haben. Bewerben Sie sich in einer unserer Außenstellen, und Sie haben die Chance, auf einem unserer Handelsschiffe in den Bereichen „Deck" oder „Maschine" zu arbeiten.

Hohe Anforderungen – viele Vorteile

- Qualifizierungsmöglichkeiten bis zum Offizier
- Urlaub wie Schichtarbeiter
- Zuschläge nach Dauer der Betriebszugehörigkeit
- Bordzulagen nach entsprechender Fahrzeit
- Verpflegungsgeld bei Abwesenheit von Bord, z. B. Urlaub

Ihre Bewerbung mit ausführlichem Lebenslauf (doppelt) und der genauen Anschrift Ihres Betriebes richten Sie bitte an unsere Außenstellen.

2500 Rostock
Wismarsche Straße 18
PSF 2188, Tel. 2 37 35

1071 Berlin
Wichertstraße 47
Telefon 4 49 78 89

7010 Leipzig
Löhrstraße 15
PSF 950, Tel. 20 05 02

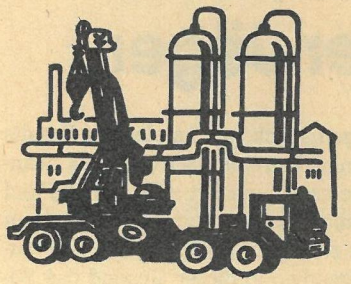
8023 Dresden
Rehefelder Straße 5
Telefon 57 71 76

9020 Karl-Marx-Stadt
Kurt-Fischer-Straße 52

5020 Erfurt,
Kettenstraße 8
Telefon 2 92 93

Reg.-Nr. 286/IV/85

VE KOMBINAT
SEEVERKEHR UND HAFENWIRTSCHAFT
- DEUTFRACHT / SEEREEDEREI -
Zentrales Werbebüro der Handelsflotte und der Seehäfen



Schulabgänger 1987!

Werdet Facharbeiter im Chemieanlagenbau!
Der Betrieb VEB IMO Merseburg erwartet Euch!

Wir verfügen über ausgezeichnete Einrichtungen und Möglichkeiten zur Berufsausbildung im Grundberuf

Maschinen- und Anlagenmonteur

(Spezialisierungsrichtung Rohrleitungsbau)
Für Abgänger der 10. Klasse (nur Jungen)

Ausbildungsort:
BBS „Ernst Schneller" des VEB IMO Merseburg in Meuselwitz, Kreis Altenburg.
Unterbringung im Internat mit wöchentlicher Heimreise. Für die Jugendlichen aus Halle-Neustadt, Leipzig, Halle besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Schkeuditz mit täglicher Heimreise.
Für die Jugendlichen aus den Nordbezirken besteht eine Ausbildungsmöglichkeit in Böhlen mit Internatsunterbringung (auch über das Wochenende).

Ausbildungszeit 2 Jahre

Freizeitgestaltung
Entsprechende Einrichtungen bieten vielgestaltige Möglichkeiten für Sport und Erholung in der Freizeit.

Einsatzmöglichkeiten
Nach Abschluß der Facharbeiterprüfung erfolgt der Einsatz auf unseren Montagebaustellen in der Republik. Bei entsprechender Eignung kann ein Montageeinsatz im Ausland erfolgen.

Weiterbildungsmöglichkeiten
Bei positivem Gesamtverhalten und guten Leistungen bestehen vielfältige Möglichkeiten zur Qualifizierung in der eigenen Betriebsakademie (Qualifizierung zu einer höheren Prüfgruppe auf schweißtechnischem Gebiet, Meisterstudium u. a.). Auch eine Delegierung an eine Hoch- oder Fachschule durch den Betrieb ist möglich.

Entlohnung
Die Lehrlingsentlohnung erfolgt nach den gesetzlichen Bestimmungen. Nach dem 1. Lehrjahr werden unsere Lehrlinge auf einer unserer Baustellen eingesetzt.
Für diese Zeit werden auf der Grundlage des Montageabkommens zusätzlich gezahlt:
9,– M Auslösung ● Wegegeld ● Fahrgeldrückerstattung ● vierzehntägliche Bezahlung der Heimreise ● Erschwerniszuschlag

Erforderliche Bewerbungsunterlagen
Bewerbungskarte ● Bewerbungsschreiben ● Lebenslauf ● Beglaubigte Zeugnisabschrift der 9. Klasse ● Bestätigung der gesundheitlichen Eignung

Es ist ratsam, bei bestehendem Interesse für diesen Beruf schriftlich oder telefonisch noch vor der Bewerbung die Verbindung mit uns aufzunehmen!

Alle Anfragen und Bewerbungsunterlagen zur Aufnahme einer Berufsausbildung in unserem Betrieb sind an folgende Anschrift zu richten:

VEB Industriemontagen
Merseburg
4200 Merseburg
Von-Harnack-Straße 15
Berufsberatung Telefon 26 43 38

Fortsetzung von Seite 35

Der Jäger

förmigen Fleck geschmolzenen Basalts mit einem Durchmesser von etwa zwanzig Metern. Zunächst stieß dieser Fund auf Interesse, doch sehr bald schon stellte sich heraus, daß zwei Jahre zuvor irgendwo in dieser Gegend das Reparaturschiff von Sanders gelandet war, und der Fund geriet wieder in Vergessenheit. Niemand dachte mehr daran – niemand außer mir. Zu dieser Zeit nämlich schlug ich mich bereits mit den ersten Bedenken herum.

Sie kamen mir, als ich eines Tages im Leningrader Klub der Sternenflieger die Geschichte des Bordingenieurs Adamow erfuhr, der auf dem Krux-Planeten um ein Haar bei lebendigem Leibe verbrannt wäre. Adamow war mit einem defekten Sauerstoffbehälter vom Schiff gegangen. Der Behälter war leck, die Atmosphäre des fremden Planeten aber mit leichten Kohlenwasserstoffen übersättigt, die auf den frei werdenden Sauerstoff reagierten. Glücklicherweise gelang es den Kameraden noch rechtzeitig, Adamow von dem lichterloh brennenden Behälter zu befreien. Ich hörte mir den Bericht an und sah vor meinem geistigen Auge wieder die violette Detonation über der schwarzen Felskuppe.

Als dann auf dem Krux-Planeten die Landestelle eines fremden Raumschiffs entdeckt wurde, verwandelten sich meine Zweifel in furchtbare Gewißheit. Ich stürzte zu Ärmler: „Was habe ich da getötet?“ schrie ich. „Ein Tier oder einen Menschen? Willi, ich will wissen, was ich getötet habe!“ Ärmler hörte mir zu – sein Gesicht überzog sich mit heftiger Röte – und brüllte mich schließlich an: „Setz dich und spiel nicht den Hysterischen! Wie kannst du es wagen, mich so etwas zu fragen! Glaubst du vielleicht, ich, Willi Ärmler, wäre nicht imstande, ein vernunftbegabtes Wesen von einem Tier zu unterscheiden?“ „Aber der fremde Startplatz!“ – „Du selbst bist mit Sanders auf dieser Stelle gelandet!“ – „Und die Explosion?! Ich habe mit der Anästhesienadel seinen Sauerstoffbehälter durchbohrt!“ – „Dummkopf, du hättest nicht mit Sprenggeschossen in einer Kohlenwasserstoffatmosphäre herumballern dürfen!“ – „Und wenn es so wäre, aber Krux hat keinen einzigen Vierfüßer auf dem Planeten gefunden! Ich weiß genau, es war ein fremder Sternenflieger!“ – „Memme!“ tobte Ärmler. „Hysterisches Frauenzimmer! Auf dem Krux werden sie möglicherweise auch in hundert Jahren noch keinen Vierfüßer finden! Denk doch an die Ausdehnung auf diesem Planeten, der von Höhlen durchfurcht ist wie Schweizer Käse! Du Idiot hast einfach Glück gehabt, warst dann aber zu dämlich, es beim Schopf zu fassen, und hast mir statt eines Tieres nur verkohlte Knochen angeschleppt!“ Der Jäger vor der Vitrine preßte seine Hände so schmerzhaft zusammen, daß die Finger in den Gelenken knackten.

„Nein, Willi, ich habe dir seinerzeit nicht die Knochen eines Tieres gebracht“, murmelte er vor sich hin. „Ich habe dir einen fremden Sternenflieger zu Füßen gelegt...“

Wie viele Worte hast du verschwendet, Willi! Wie oft hast du mich vom Gegenteil zu überzeugen versucht. Dann und wann glaubte ich auch, die Zweifel für immer überwunden zu haben, endlich wieder atmen zu können, ohne mich als Mörder zu fühlen. So wie alle Menschen auf unserer Erde. Wie die Knirpse, die da „Verstecken auf marsianisch“ spielen. Doch die Zweifel kommen immer aufs neue, und keinerlei spitzfindige Logik kann sie zunichte machen. Niemandem, sagst du, sei es bisher gelungen, auf vernunftbegabte Wesen zu stoßen, die von fremden Welten stammen? Aber das ist doch noch lange kein Beweis dafür, daß es sie nicht trotzdem gibt. Ein vernunftbegabtes Wesen kann keine Ähnlichkeit mit meinem Vierfüßer haben, meinst du. Wer will das beweisen! Es gibt keine konkreten Beweise für meine Tat, erklärst du. Nicht um die Beweise geht es.

Der Mann legte die Hände gegen die Vitrine und preßte sein Gesicht an das durchsichtige Plexiglas. „Wer bist du?“ flüsterte er bekümmert.

...Ärmler, als er den Pavillon betrat, sah ihn schon von weitem, und wie immer empfand er unerträglichen Schmerz beim Anblick dieses einst so stolzen und starken Mannes, den das eigene Gewissen derart zu Boden gedrückt hatte. Doch er verstellte sich, gab sich den Anschein, als sei alles in bester Ordnung, so schön wie der sonnige Tag von Capetown. Mit betont geräuschvollen Schritten ging er auf den Freund zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte forsch:

„Das Wiedersehen ist beendet! Komm jetzt, Igor, ich habe einen Mordshunger. Martha hat dir zu Ehren heute eine echte Ochsenschwanzsuppe gekocht. Komm, Alter, die Suppe wartet.“

„Gehen wir“, sagte der Jäger leise.

„Ich habe bereits zweimal zu Hause angerufen. Alle freuen sich schon darauf, dich zu sehen, und sind gespannt, was du zu berichten hast.“

Der andere nickte abwesend und ging langsam zum Ausgang. Ärmler betrachtete den krummen Rücken des Freundes und wandte sich zur Vitrine um. Sein Blick traf auf die weißen toten Augen hinter der durchsichtigen Wand. „Habt ihr euch unterhalten?“ fragte er stumm. „Ja.“ – „Und du hast ihm nichts verraten?“ – „Nein.“ Ärmler sah auf das Schild mit der Aufschrift „...Vierfüßer, dreifingrig. Erlegt von Jäger I. Charin, präpariert von Dr. W. Ärmler.“ Er überzeugte sich, daß ihn der Freund nicht beobachtete, und malte dann hastig und verstohlen mit dem kleinen Finger über das Wort „dreifingrig“ ein Sapiens. Und obwohl auf dem Schildchen keine Spur davon zu entdecken war, wischte er anschließend schnell mit seinem Jackenärmel darüber. Für Doktor Ärmler war es nicht weniger schwer. Er wußte die Wahrheit nur zu gut, hatte sie von Anfang an gewußt...

Entnommen „Aus dem Tagebuch einer Ameise“, Verlag Neues Leben; deutsch von Aljona Möckel; redaktionell gekürzt.

Es blinkt ein

„Die Zeit“, schrieb Valentin Katajew 1972 in seinem autobiographischen Buch „Zersplittertes Leben oder Oberons Wunderhorn“, „hat meine Erinnerungen wie eine marmorne Grabplatte zerbrochen...“ Der Schriftsteller sammelte die Stücke und setzte sie zu einer in vielem neuartigen Prosa, wie ein aus zahlreichen bunten Steinchen gefügtes Mosaik zusammen. Vor mehr als zwei Jahrzehnten begann er, Überlebender der klassischen Periode der Sowjetliteratur, Gefährte eines Babel, Bulgakow, Jessenin, Majakowski, Schüler und Mitstreiter Maxim Gorkis, jenes Spätwerk, in dem er verjüngt und mit dem Charme eines welterfahrenen Erzählers, als ein Anderer und dennoch als der, den wir Älteren kannten, hervortrat. Da entwarf er aus Fragmenten, Erinnerungssplittern, philosophischen Gedanken, aus Erzählerischem und Essayistischem das eindrucksvolle Bild einer Epoche, durchwirkt vom Geflecht eines langen erkenntnis- und gestaltenreichen Schriftstellerlebens. Der damals Siebenundsechzigjährige mußte nicht alles erfinden: Indem er die Bruchstücke all der „malerischen Einzelheiten“ seines wirklichen und von der Phantasie ausgeschmückten Lebenslaufes mit der Weisheit des Alters poetisch ordnete, entstand eine Literatur von ganz besonderem Reiz, fesselnd unterhaltsam wie ein guter Roman, geistanregend wie ein Essay, musikalisch wie ein Gedicht. Einem inneren Zwange folgend, tat er kaum noch etwas anderes, als zu schreiben: „Der heilige Brunnen“, „Das Gras des Vergessens“, „Der Friedhof von Skuljany“, „Meine Diamantenkrone“, um nur einige der wichtigsten Bücher zu nennen. Es sind „gewissermaßen die Memoiren einer Person, geschrieben von einer anderen.“ Ein fortgesetztes, über zwanzig Jahre währendes Heraufholen von Ereignissen und Gestalten aus dem tiefen Schacht der Vergangenheit. In diesem Kosmos von Erinnerungen an eine ihm entschwundene Welt, leuchtet wie ein heller Fixstern Odessa auf, wo Katajew an einem Januartag des Jahres 1897 geboren wurde, die südliche Metropole, welche den Schauplatz der Bücher abgibt, die unseren Autor berühmt gemacht haben.

Wir müssen nicht in unserem Gedächtnis kramen, wenn wir von den Katakomben von Odessa hören oder dem einsam blinkenden Segel. Es ist, als wären wir selbst Passagiere des Schwarzmeer-Dampfers „Turgenjew“, der den Jungen Petja mit seiner Familie aus der Sommerfrische nach Odessa zurückbringt – wir haben die Lichter des Hafens vor Augen, „die blaue Stadt mit dem kuppelartigen Dach des Stadttheaters und den Kolonnaden des Woronzow-Schlosses“, die Potjomkin-Treppe, auf der die nun kommenden revolutionären Ereignisse des Jahres 1905 ihren Anfang nahmen. Katajew selber war zu dieser Zeit ein Junge, er selber ist dieser

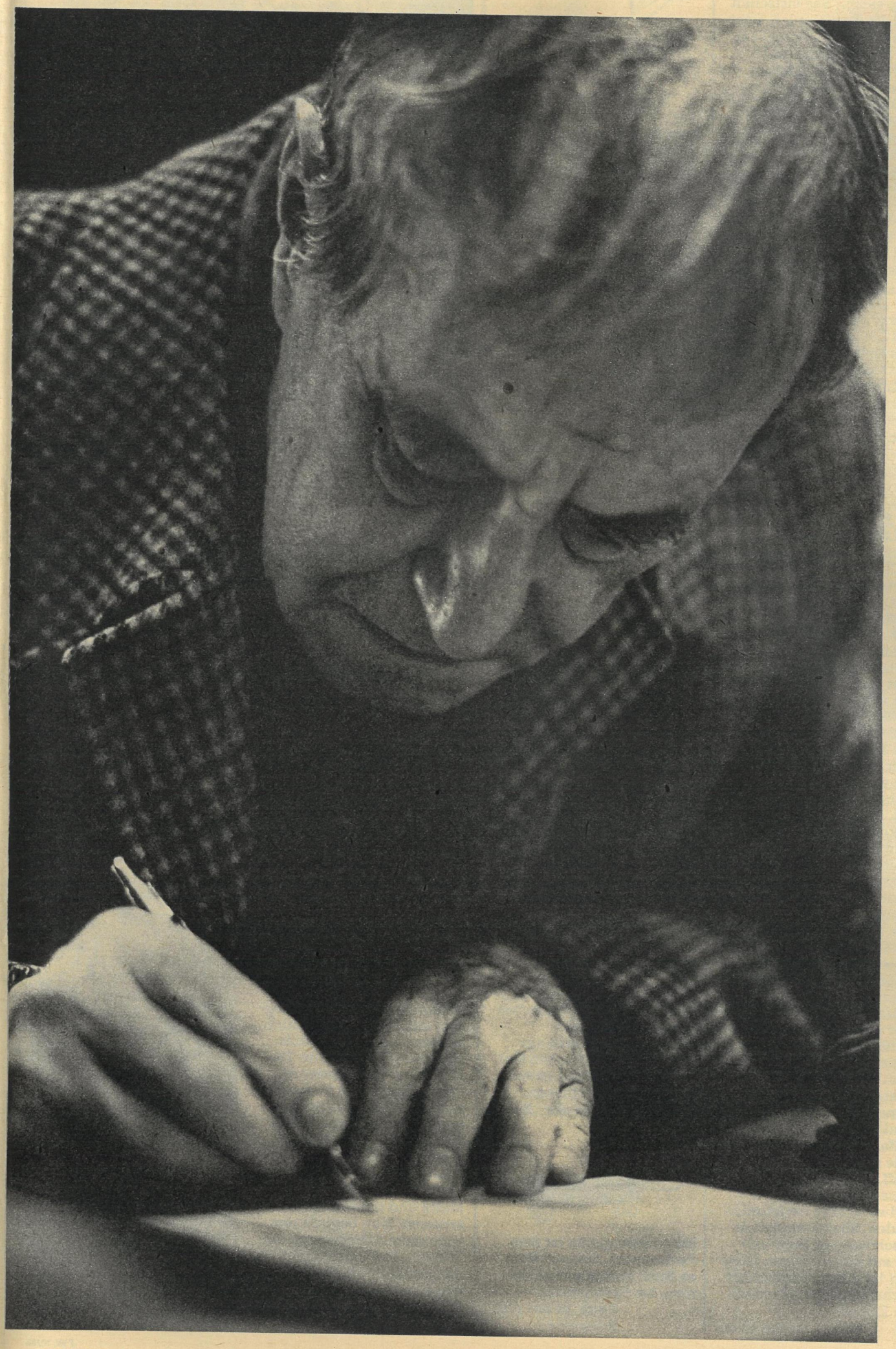
„1919, in den Reihen der Roten Armee, als ich Seite an Seite mit den revolutionären Rotarmisten gegen Denikins Banden zog, gab ich mir das Versprechen, meine Feder der Revolution zu weihen... Meine Kindheit fiel in die Zeit der Revolution von 1905. Ich war damals acht Jahre. Aber ich kann mich noch gut daran erinnern, wie der aufständische Panzerkreuzer ‚Potemkin‘ begrüßt wurde, wie er unter der roten Flagge an den Ufern von Odessa vorbeizog.“

Lehrersohn Petja, der seine ersten Schritte in eine ihm allmählich dämmernde Welt voller Veränderungen den großen Schritten der Geschichte anzupassen versucht. Vielleicht war „Es blinkt ein einsam Segel“, der erste und wohl gelungenste Roman des vier Romane umfassenden Zyklus „Schwarzmeerwellen“, überhaupt eines der schönsten Bücher unserer Kindheit, das uns ins Erwachsensein begleitet hat. So mancher Teilnehmer unserer gegenwärtigen FREIE WELT-Leseraussprache über Sowjetliteratur erinnert sich an diese prächtige romantische Geschichte zweier Jungen, des Lehrersohnes Petja – des Fischersohnes Gawrik, die die revolutionäre Erhebung von 1905 in ihrer Heimatstadt Odessa auf ihre Art erleben. Valentin Katajew war bis zuletzt davon überzeugt, daß das Buch richtig geschrieben wäre, eine Gewißheit, wie er sagt, die so stark war, daß er es nicht ein einziges Mal wesentlich geändert habe. Wohl aber entstand in ihm sehr bald der Wunsch, die Geschicke seiner Helden weiter zu verfolgen. Massen von Leserbriefen nährten diesen Wunsch – so gewann jener unvergeßliche Odessa-Zyklus „Schwarzmeerwellen“ unter seinen Händen Gestalt.

Im Zusammenhang mit diesem weitgespannten Werk, insbesondere mit „Es blinkt ein einsam Segel“, hat Katajew tief und umfas-

einsam Segel

Ein schaffensreiches Leben hat sich vollendet – Valentin Katajew 1897–1986



send über die Arbeit des Schriftstellers nachgedacht. Zwingende Voraussetzung dieser schweren und doch so lustvollen Tätigkeit sei die Fähigkeit des Autors, zuweilen in die Haut seiner Helden zu schlüpfen. Als Katajew an diesem Roman schrieb, sah er den lebendigen wirklichen Fischersohn Gawrik vor sich. „Was dieser jedoch in den Stunden tat, in denen wir nicht zusammen waren, wußte ich nicht: Ich habe es erdichtet." Ohne die Erfindung komme der Schriftsteller nicht aus, ja, es sei sogar sein eigentliches Element, er kombiniere Hunderte von authentischen Fakten zu einer Sujetepisode, bringe Tausende von Eindrücken in eine einzige Gestalt ein. Sich selbst aber in seinen Helden zu verwandeln, bedeute vor allem, das Leben zu kennen, sich selber zu erkennen, die Gesellschaft, die Epoche, ihren wesentlichen Inhalt, die Bewegung der Zeit. „Keine ‚Magie' des Sichverwandelns wird dem Schriftsteller helfen, der das Leben nicht liebt und seine Gesetzmäßigkeiten, die Logik der Geschichte nicht versteht." Pawel Kortschagin sei in vielem Nikolai Ostrowski selbst. Alexej Tolstoi habe sich im „Leidensweg" als Dascha und als Telegin gefühlt. „Flaubert schrieb: ‚Madame Bovary, das bin ich!... Und das Herz, das ich studiert habe, war mein eigenes Herz!'"

Hier, in diesem schöpferischen Augenblick, ist das Schreiben gelebtes Leben, die Seele des Schriftstellers verausgabt und bereichert sich zugleich. Valentin Katajew hat so, unaufhörlich wie ein Besessener schreibend, sich verausgabt und bereichert. Die Intensität dieses

„Die Aufgaben des heutigen Prosaschriftstellers sind beträchtlich komplizierter geworden. Auf alte Weise zu schreiben ist nicht mehr möglich. Wir folgen noch immer allzu sklavisch den klassischen Mustern... Aber der heutige Tag wird eben doch neu ‚gemacht'. Politiker und Wissenschaftler machen ihn, er wird auf hochkomplizierten Maschinen gedreht..."

schöpferischen Daseins hat den Schriftsteller deshalb berechtigt von jener zerbrochenen marmornen Grabplatte zu sprechen, die zersplitterte „Kraft des ewigen Werdens und Vergehens".

Helmut Zemke

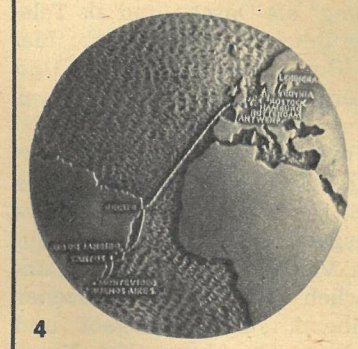
Foto: Peter Meißner

1

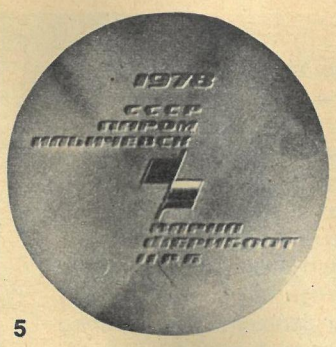
MEDAILLEN-SCHAU

2

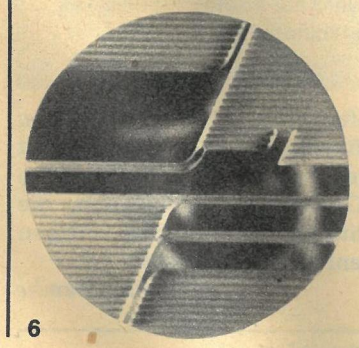
3



4



5



6

Mittler über Meer und mehr

Bei der Entstehung einer erfolgreichen Seewirtschaft stand die Sowjetunion nicht allein bei uns Pate, sondern auch in den Volksrepubliken Polen und Bulgarien. Heute gelten die gemeinsamen Liniendienste auf dem internationalen Seefrachtenmarkt als Verkörperung sozialistischer Integration. Medaillen erinnern an wichtige Wendemarken dieser Kooperation. Am 29.Juli 1961 entstand auf RGW-Empfehlung ein gemeinsamer Liniendienst nach Westafrika. Die Schiffahrtslinie gab sich die Bezeichnung „United Westafrica Service“, kurz – UNIAFRICA. Drei sozialistische Großreedereien, die Polnische Ocean-Linie, Gdynia, die Estnische Seereederei Tallinn und der VEB Deutfracht/Seereederei, Rostock, befahren seither die Linie von den Häfen Europas zu zahlreichen Häfen in Westafrika. Die Medaille (Bilder 1 und 2) wurde 1981 zum 20jährigen Bestehen der Linie geprägt. Der gemeinsame Liniendienst BALTAMERICA besteht aus der Baltischen Seereederei, Leningrad, dem VEB Deutfracht/Seereederei, Rostock, und der Polnischen Ocean-Linie, Gdynia, wo dessen gemeinsames Sekretariat auch seinen Sitz hat. Zum zehnjährigen Bestehen des Unternehmens wurde 1978 die anspruchsvolle Medaille (Bilder 3 und 4) geprägt: Auf der Vorderseite werden die drei Zeichen der Reedereien gezeigt, über den Schornsteinmarken der Name und „Joint Service“, Gemeinschaftsliniendienst. Die Rückseite nennt die nach gemeinsamer Segelliste angelaufenen Häfen Leningrad, Gdynia, Rostock, Hamburg, Rotterdam, Antwerpen – Buenos Aires, Montevideo, Santos, Rio de Janeiro, Recife. Die dritte Medaille (Bilder 5 und 6) ist einer völlig anderen Linie gewidmet, der „Blauen Magistrale der Freundschaft“. So wird die 1978 eröffnete Fährverbindung Warna–Iljitschowsk genannt. Die Bildseite der goldfarbenen Bronzemedaille meint symbolhaft Schiff, Fährhafen und Gleise. Denn ein Zug, irgendwo in der Sowjetunion beladen, fährt komplett in Iljitschowsk an Bord und rollt auf bulgarischem Gleis nach 13 Stunden Überfahrt durchs Schwarze Meer seinem Ziel zu.

Alfred Kasanowski

Mein Lieblingstier heißt Marienkäfer. Er gefällt mir, weil er rotlackiert ist, weil er so zahm ist und man ihn in die Hand nehmen kann.

Marina Müller, Sandbeiendorf

Liebe Kinder!

Ihr wart sehr fleißig, in unserer Postmappe tummeln sich viele Eurer Tierlieblinge. Mit sechs, vier oder zwei Beinen sind schon welche dabei, aber nicht mit acht oder gar keinen Beinen! Gibt es denn auch ein Tier mit mehr als acht Füßen? Bitte malt uns noch mehr Lieblingstiere auf – aber nur nach der Phantasie oder nach der Natur. Abpausen oder aus Büchern abmalen gilt nicht! Und vor allem möchten wir wissen, warum Ihr dieses Tier besonders gern habt. Im Juni zu Eurem Ehrentag verlosen wir unter allen Kindern, die mitgemacht haben, 30 Büchergutscheine im Wert von je 10 Mark. Schickt Eure Bilder an FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056.

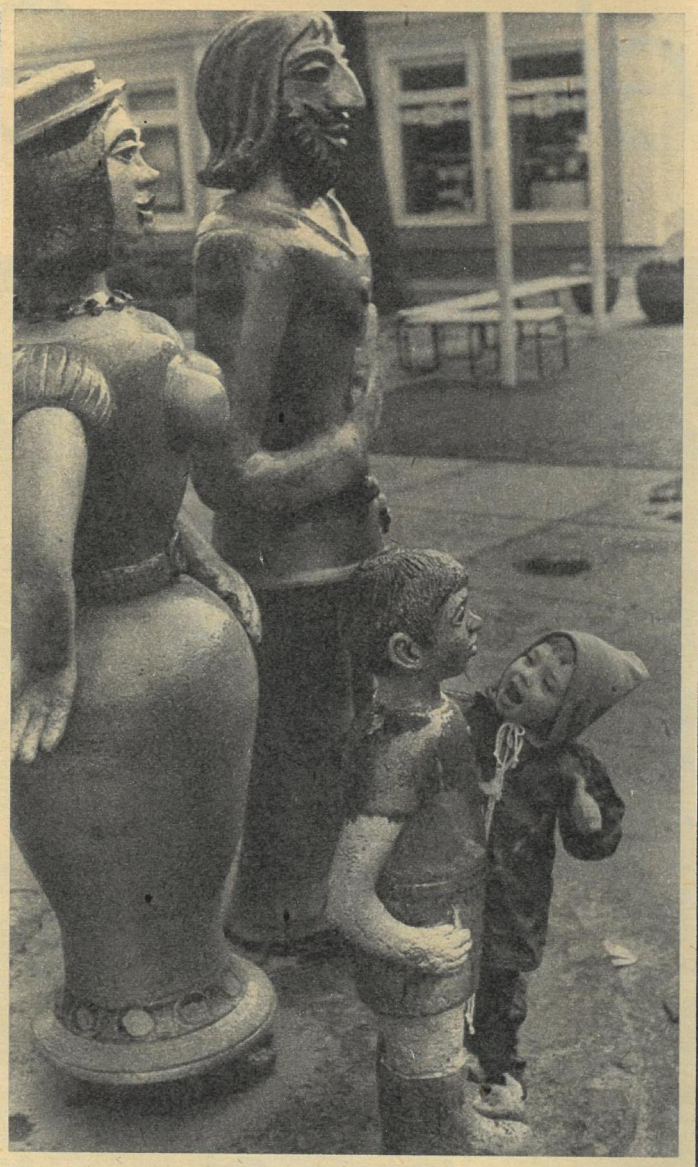
Eure FREIE WELT

Ich mag meinen Wellensittich Putzi, weil er mit seiner Plastekugel so sehr schmust, daß er sich vor Freude auf den Rücken legt und mit den Beinen strampelt. Da muß ich lachen.

Michael Schiller, Berlin

Mein Lieblingstier ist eine Perserkatze. Warum? Weil es Spaß macht, sie zu kämmen. Sie heißt Grazia.

Cindy Müller (10), Schwante



Leserfoto

Zwiesprache mit „Familie Grün“. Das kleine und das große Paar fotografierte Günter Laugisch aus Zeitz in der Potsdamer Klement-Gottwald-Straße, dem beliebten Einkaufszentrum der Bezirkshauptstadt.

Sie fragen wir antworten

Heute Teppiche

Als Gastgeschenk aus der UdSSR erhielt ich einen farbenprächtigen Läufer mit Applikationen und vergaß leider zu fragen, wo er herstammt.

Margot Schulz, Berlin

Bestimmt wurde er in Kirgisien angefertigt. Die mittelasiatische Sowjetrepublik ist berühmt durch ihre Teppiche – gewalkte oder mit Filzapplikationen versehene. Auf eine aus Steppengräsern geflochtene Matte kommt eine dicke Wollschicht, darauf ein Ornament aus hell gefärbter Wolle. Dann rollt man die Matte und bindet sie fest zusammen. Nun beginnt der wichtigste Arbeitsgang, das Walken: Man springt auf die gespannte Rolle und tritt immer wieder fest zu. Die Applikationen schneidet man aus farbigem Filz und befestigt sie auf dem fertigen Teppich. Heute werden viele der Arbeitsgänge maschinell ausgeführt. Als ältestes Zentrum der Teppichfabrikation gilt die Stadt Usgen.

A. Kadyrkulow

Wer schreibt uns?

Ich bin 24 Jahre alt und lebe in der Heldenstadt Kertsch, gelegen an den Ufern zweier Meere – des Asowschen und des Schwarzen Meeres, im schönsten Teil der Sowjetunion, nämlich auf der Krim. In der Hoffnung, Schreibfreunde in der DDR zu finden, grüßt herzlich Alexander Sosnowski, UdSSR, 334514 Krymskaja obl., Kertsch, ul. K. Marksa 17, kw.6

Ich betreibe seit einiger Zeit Eure Muttersprache, und sie gefällt mir prima. So möchte ich sehr gern mit jemandem aus Eurem schönen Land in Briefwechsel treten. Nick Polanski, UdSSR, 191028 Leningrad, ul. Mochowaja 31, kw. 4

Natalja Korshenewskaja, 18 Jahre alt, künftiger Fertigungsingenieur für Schuhproduktion, sucht Brieffreundin in der DDR. UdSSR, 280018 Chmelnizki, ul. Molodjoshnaja 5, kw. 65

Aleks Kurenkow, 21 Jahre alt, Student für Fremdsprachen im Pskower Pädagogischen Kirowinstitut, Interesse für Sprachen und Musik. UdSSR, 180000 Pskow, ul. Karla Marksa, d.1

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Alfred Kasanowski (6), TASS/Kadyrkulow, Michael Barz

Preisfrage

Heft 10/86

Wie ist die lateinische Bezeichnung für Zuckerpalme?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1x 50M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 12/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 21. Mai 1986. Auflosung von Heft 8/86: „Pelikan"-Drehwippkräne aus Leipzig. Wir gratulieren Maat Mathias Hoffmann, Rostock.

Übrigens, Ihre Preisfragen stehen bei uns für groß und klein hoch im Kurs. Da ich mich sehr für die Sowjetunion interessiere, lese ich sowieso jeden Artikel.

Gabi Rosenek, Langenfeld

Es macht Spaß, Ihre Preisfragen zu beantworten. Früher habe ich sie oft übersehen.

Marianne Lindner, Leipzig

Lebendige Geschichte

Mit Spannung las ich den Artikel „Und als ein anderer kehrte ich zurück…" (FW 7/86). Ich bin in Quedlinburg aufgewachsen, allerdings in den Nachkriegsjahren. Die geschilderten Gefangenenlager sind mir aus der Geschichte meiner Heimatstadt bekannt. Ergreifend ist das Schicksal Terenti Malzews. Ich wünsche ihm noch viele Jahre Gesundheit.

Helga Machleb, Staßfurt

Angeregt durch den Bericht über den Genossen Malzew möchte ich ein Kindheitserlebnis schildern. Im März 1920 fielen bei der Abwehr des Kapp-Putsches die Gubener Genossen Thiele und Blühmke in den Kämpfen bei Peitz. Zu dem mächtigen Trauerzug durch Guben gehörte auch eine Gruppe russischer Kriegsgefangener. An den Gräbern der Gefallenen sangen diese Klassenbrüder russische Lieder. Für mich, der ich damals 11 Jahre alt war, ein unvergeßliches Ereignis. Von ihren kargen Pfennigen sammelten die russischen Genossen 950 Reichsmark für die Hinterbliebenen der Opfer – ein großer Beweis von Solidarität. In der Folgezeit organisierte mein Vater, Wilhelm Bahms, Mitbegründer der KPD in Guben, ein Freundschaftstreffen im Lager Groß Breesen. Dort entstand auch dieses Foto, auf dem rechts vom Grabstein ein russischer Genosse steht, neben ihm drei Gubener Kommunisten. Links außen, mit Schirmmütze, das bin ich.

Kurt Bahms, Potsdam

Glasnudeln, Glaspapier…

Vor kurzem berichteten Sie über die Ausbildung junger Vietnamesen in der „Kochkunst à la DDR" (FW 5/86). In unserer Familie wird seit acht Jahren das Neujahrsfest zweimal gefeiert – einmal wie üblich und einmal als Tet-Fest mit bei uns studierenden oder lernenden Vietnamesen. Ich koche dann vietnamesisch. Dazu gehören nicht nur Glasnudeln, sondern auch Reis- oder Glaspapier, denn in dieses werden Hackfleischröllchen eingewickelt und in heißem Schmalz knusprig gebraten. 1986 ist das Jahr des Tigers, mit einem Tigerbild war die Wohnungstür geschmückt. Überall in der Wohnung flatterten bunte Bänder. Bei Tisch erzählte ich Märchen und Sagen aus Vietnam. Wir möchten unsere Freunde spüren lassen, daß wir uns ihnen sehr verbunden fühlen.

Rosemarie Albrecht, Dresden

Forellennachwuchs

Ihr Forellenrezept „Kutap" werde ich unbedingt ausprobieren („Küchenlexikon", FW 6/86). Hoffentlich erwische ich auch so schöne Exemplare wie Ihr Autor…

Helga Fischer, Berlin

Da sind wir ganz optimistisch. Im DDR-Zuchtzentrum für Forellen „Herrenmühle" im Kreis Brandenburg ging Anfang März die Vermehrungssaison zu Ende. Mehr als 101 Millionen Forelleneier wurden in den Wintermonaten gewonnen. Brutstationen aus zehn Bezirken bezogen ihren Nachwuchs an Regenbogenforellen aus diesem Betrieb. 1986 wollen die Binnenfischer der DDR mehr als 5000 Tonnen der wohlschmeckenden Fische auf den Markt bringen. Geraten sie nicht alle so stattlich wie die „Mini-Wale" in unserem Beitrag, nehmen Sie einfach eine mehr!

Als erster um den blauen Planeten

Unvergessen der 12. April 1961, als der erste Mensch ins Weltall flog. Als Juri Gagarin dann in der DDR weilte, war dort, wo er auftrat, die Begeisterung grenzenlos. Vor fünf Jahren

hatte ich als Gast des Moskauer Rundfunks und der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft mit der DDR die Ehre, Blumen an seinem Denkmal in Moskau niederzulegen.

Rudi Bühring, Pasewalk

Zu den Erinnerungen an Juri Gagarin („Flug für alle Ewigkeit", FW 8/86) möchte ich mein Foto vom Gagarin-Denkmal in Taschkent beisteuern – ein eindrucksvolles Monument.

Reinhardt Höhn, Zeesen

Ich erlebte das Ereignis, das 1961 die Welt in Atem hielt, als Angehöriger der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung der NVA. Jeder kann sich vorstellen, wie dieser Vorstoß in den Kosmos uns junge Offiziere beflügelte. Gagarin eröffnete der Menschheit den Weg der friedlichen Erforschung des Weltraums. Prima auch der Beitrag „Zur Insel des Sternenfriedens" (FW 6/86).

Dr. Albrecht Gäbler, Dresden

Geier-Reklamation

Hinsichtlich der von uns angegebenen Rekordflughöhe eines Geiers (11 000 m – Rücktitelfrage zu Heft 4/86) melden sowohl Christa Wernecke, Freiberg, als auch E. Heidrich, Annaberg-Buchholz, Bedenken an; beide beziehen sich auf eine relativ aktuelle Pressenotiz, in der Wildgänse, die bei rund 9000 Metern den Himalaja überqueren, als „absolute Höhenrekordler" unter den Vögeln bezeichnet werden… Doch zu Unrecht! Unser Autor Dr. Minnemann, einer der führenden Experten für Greifvögel, verfügt über Unterlagen, nach denen über Afrika ein Sperbergeier in 11 000 Meter Höhe mit einem Langstreckenflugzeug zusammenstieß. Der bei diesem – zum Glück glimpflich verlaufenen – Zwischenfall exakt gemessene Rekord verblüffte nicht nur viele Quizteilnehmer, sondern auch

die Redaktion

Unser Bild zeigt einen Kuttengeier aus den Gebirgen Eurasiens.

Ganz natürlich

Wie Dagmar Horstmann („Beim Barte…", FW 7/86) habe ich als Kind den Kometen Halley am Abendhimmel gesehen. Ich bestaunte das Wunder sehr. Heller als die vielen Sterne ringsum hatte er eine große Leuchtkraft. Den Schweif habe ich nicht so gebündelt in Erinnerung, sondern mehr nach der Erde zu auseinanderstrebend. Auch ich hörte abergläubisches Gerede, aber aufgeklärte Menschen wußten schon damals die Erscheinung als ganz natürlichen Vorgang zu erklären. *K. Heyroth, Halle*

Venedig des Nordens

Auch ich habe Leningrad erlebt. („FW-Gewinner in Leningrad", FW 8/86). Im Winter 1986 traf ich dort mit alten Freunden zusammen. Ein sowjetischer Geschichtslehrer rief uns in Erinnerung, was diese Stadt während der faschistischen Belagerung auf sich nehmen mußte. Meine Freunde wußten, daß ich Kriegsgefangener in der Newastadt war. Sie sagten: „Du hast mit eigenen Augen gesehen, was die Hitlerarmee vernichtete." Heute erfreuen wir uns der neuerstandenen Schönheit der Heldenstadt.

Gerhard Ehnes, Karl-Marx-Stadt

Herzklappenersatz

„Bio-Prothese fürs Herz" (FW 7/86) – ein außerordentlich lehrreicher Artikel. Meine Hochachtung gilt dem Können und dem Forschergeist der Moskauer Mediziner und Techniker.

Käthe Harms, Potsdam

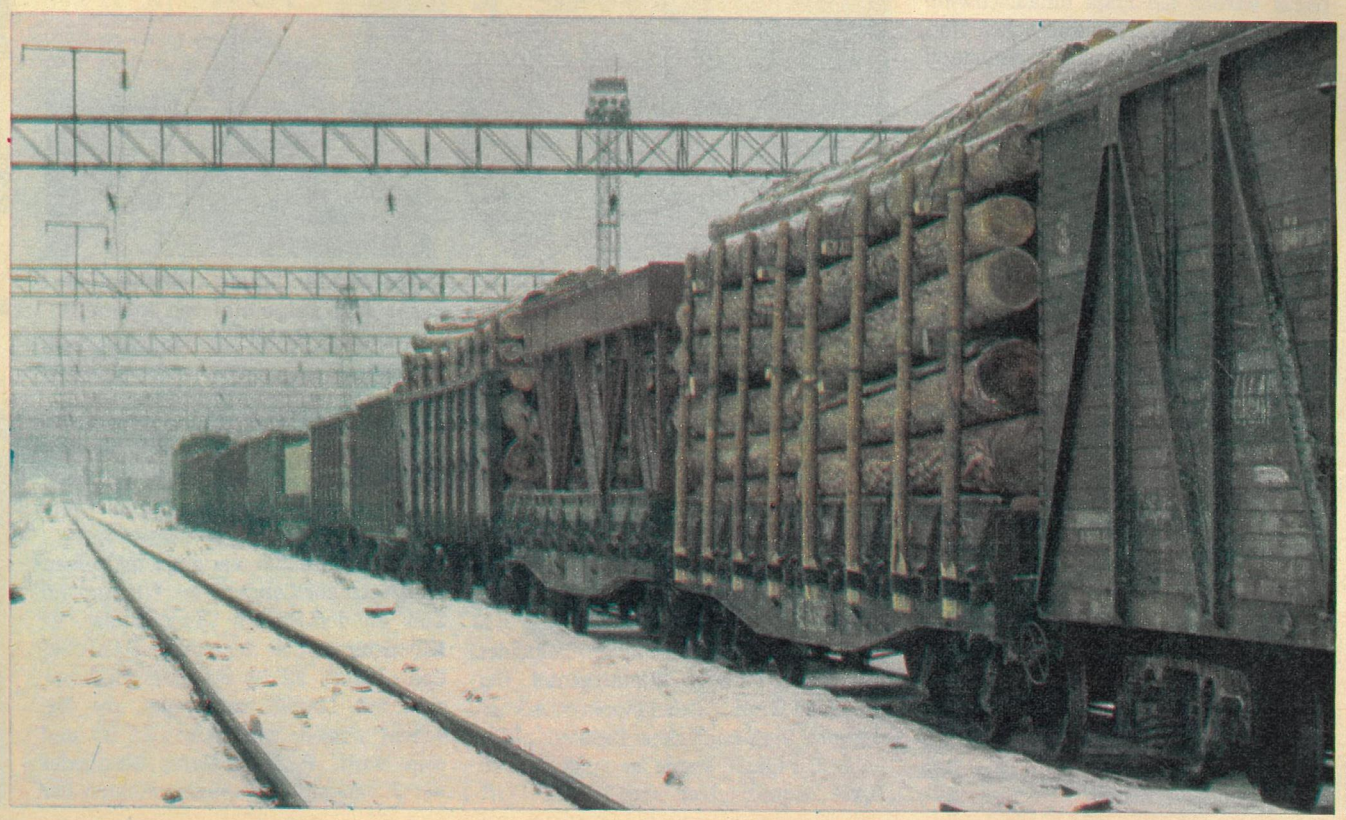
Ein ausgezeichneter Bericht über eine großartige Erfindung. Er fand mein ungeteiltes Interesse, zumal ich auch herzkrank bin.

Johannes Hirsch, Frankenberg

5000 Kilometer waren wir unterwegs von Moskau nach Ust-Kut, zum Kilometer Null der BAM. Fünf Stunden mußten wir unsere Uhren vorstellen und etwa fünf Wochen den Kalender zurück. Zurück in den Winter, obwohl wir schon Mitte April schrieben. Wie im Frost erstarrt lag Sibirien eingehüllt in eine weiße Decke unter uns, als wir im Hubschrauber über der BAM kreisten. Doch die Vogelperspektive täuschte. Nach der Landung erlebten wir den Vorfrühling in der Baikal-Region: das Fest der „Wintervertreibung“ in den Siedlungen des Irkutsker Gebietes mit Rentierschlitten-Jagden und Schützenwettbewerben, mit viel Musik und fröhlichem Lärm; eine romantische Fahrt mit dem zweisitzigen Motorschlitten „Buran“ durch die Taiga und die Begegnung mit den BAM-Erbauern, Taigapiloten und Eisenbahnern, die keine Winterpause dulden. Denn auf der BAM rollen die Züge nach Fahrplan…

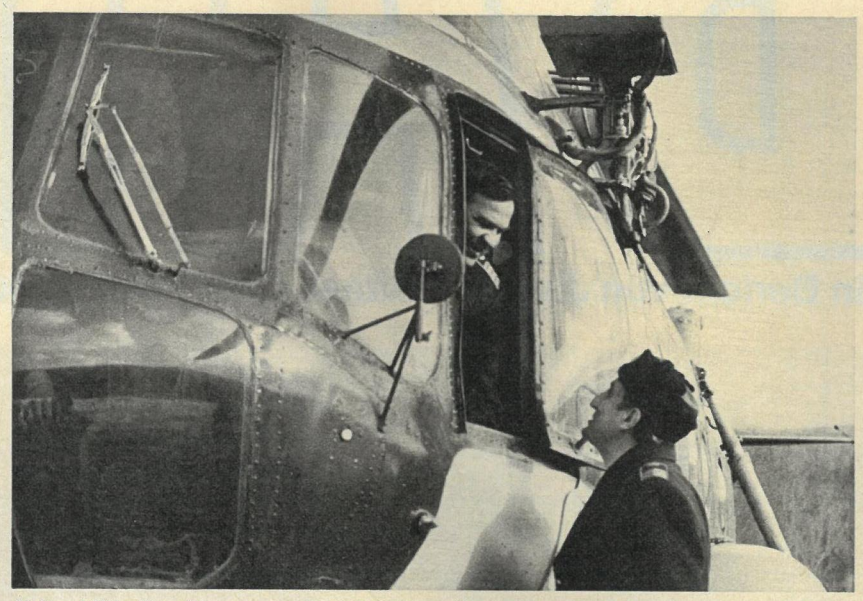
VORFRÜHLING AN DER BAM

Ein Bericht von Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Bild)



Vorfrühling an der BAM

Landung und Start in Ust-Kut innerhalb weniger Minuten. Gerade war unsere gute AN-24 ausgerollt, hatten wir ein paar Schritte auf frostiger Landebahn versucht, schon befinden wir uns wieder in der Luft. Diesmal in einer Mi 8. Sibirisches Tempo – FREIE WELT-Reporter auf BAM-„Inspektion". Solch persönliche Einladung des Aeroflot-Stützpunktkommandanten Igor Spizyn konnte man jedoch schlecht abschlagen. Also kreisen wir per Hubschrauber in 400 bis 500 Meter Höhe über sibirischer Erde, dort, wo die BAM ihren Anfang nimmt. Aus dieser Höhe zeichnet sich deutlich die Riesenschneise ab, die in die Taiga vorgetrieben wurde. Nach wenigen Kilometern, den Lena-Bogen verlassend, strebt das Gleis, dem wir folgen, in Richtung Osten. Doch nicht etwa schnurgerade, immer wieder muß es Bogen schlagen, kleine Flüsse überqueren, andere Hindernisse umgehen. Unsere erhöhte Warte vermittelt eine kleine Vorstellung von der Leistung, die hier vollbracht wurde. Die reißenden Flüsse und abgrundtiefen Schluchten freilich kommen erst 1000 Kilometer weiter – aber auch hier sind Fröste unter minus 50 Grad nichts Seltenes, und Straßen gab es hinter Ust-Kut überhaupt keine. Unser Begleiter, Iwan Pantschukow, 1. Sekretär des Stadtkomitees der KPdSU, deutet nach unten auf eine kleine Jagdhütte. Er überschreit den Rotorenlärm: „Das Häuschen dort war das einzige Bauwerk, das es hier früher gab."
Der Pilot fliegt noch ein paar Schleifen. Er zeigt uns den Lena-Hafen. Zwar liegen die Schiffe fest im Eispanzer erstarrt, doch die Garde der TAKRAF-Krane reckt schon tatendurstig ihre Arme in den Himmel, und die Warenberge auf den Kais wachsen. Bald beginnt die Navigationsperiode, erfahren wir, dann werden die Schiffe vollbepackt wieder die Lena hinaufschwimmen, mit allem was man im hohen Norden zum Leben und Wirtschaften braucht.
Was meint ihr wohl, was die Mi 8, die hier erstmals landete, den BAM-Erbauern brachte, werden wir gefragt. Neue Leute – nein, Nachschub an Verpflegung – nein, Ziegelsteine – für provisorische Öfen zur Überwinterung in den

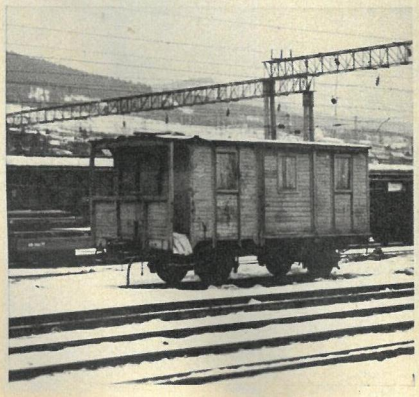


Zelten! Wir überfliegen eine BAM-Siedlung – Swjosdny – stabile Häuser sind zu erkennen. Dann ein Zug unter uns, einer von zehn Zugpaaren, die inzwischen auf dem Westabschnitt jeden Tag in beiden Richtungen pünktlich nach Fahrplan verkehren; acht für den Güter-, zwei für den Personenverkehr. Die Lok hängt an der Strippe. „Ja, unser Teil ist bereits voll elektrifiziert", sagt der Sekretär nicht ohne Stolz und erzählt eine Geschichte vom Beginn. Ein junges Mädchen stieg in Ust-Kut aus dem Zug. In Stöckelschuhen, bekleidet mit einem leichten Wintermantel. Bei minus 50 Grad. Zähneklappernd erkundigte sie sich nach dem Baustab. „Was willst Du hier?" wurde sie gefragt. „Die BAM bauen." „Und was kannst Du?"

Kurze Verständigung zwischen Fliegern: „Nun zeige mal den Journalisten unsere BAM!"

„Nichts, aber ich werd' alles lernen, was man dazu braucht!" So geschehen vor zehn Jahren. Die BAM hat heute schon ihre eigenen Legenden, aber alle sind nachprüfbar.
Der Hubschrauber verlangsamt seinen Flug, setzt zur Landung an. Wir sind am Ziel: an der Station „Swjosdnaja", 64 Kilometer östlich der ersten BAM-Station „Lena". Es ist Sonntag. Und wir sind mit Leuten verabredet, die Bescheid wissen, was hier war, ist und sein wird: BAM-Pioniere, Mitglieder der Jugendstoßbrigade des Helden der

Der kleine Bauwagen an der Station „Lena" erinnert an den Kilometer Null der BAM.



sozialistischen Arbeit, Leonid Kasakow. Sie haben die Gleise hier gelegt und Swjosdny mitgebaut – mit einem schönen Bahnhofsgebäude aus armenischem Tuffstein, einem architektonisch korrespondierenden Einkaufs- und Dienstleistungszentrum, mit Ein-, Zwei- und Mehrfamilienhäusern. Natürlich ist noch nicht alles so, wie man es sich wünscht, ein Sport- und Freizeitzentrum z. B. kommt als nächstes an die Reihe. Aber: „Man kann leben hier", sagt Alexej Schinkarjow. Nehmen wir seine Brigade als Beispiel. Keiner der „Alten" hat sie seit damals verlassen. Auch nicht, als ihr Gleisabschnitt stand. „Man hat uns gefragt, ob wir hier bleiben wollen", erzählt Nikolai Gnasdnjuk, einst Gleisarbeiter, „und unserer Brigade Arbeit in der Forstwirtschaft angeboten. Alle sind geblieben." Die Arbeit der Brigade heute? Alexej berichtet: „Der größte Reichtum hier ist der Wald. Aber an vielen Stellen ist die Taiga überaltert. Diesen Baumbestand holzen wir ab und erneuern ihn gleichzeitig mit Jungwuchs."

Kahlschlag indes findet nicht statt, und auch die abfallose Verarbeitung des Holzes ist gewährleistet. Der Wildbestand hat sich durch die neuen Maßnahmen ebenfalls nicht verringert. Während unseres Gesprächs kommt auch das einzige weibliche Brigademitglied näher heran. Nikolai schiebt sie mit freundlichem Nachdruck in unseren Kreis: „Darf ich bekanntmachen? Das Fräulein mit den Stöckelschuhen!" Aus Galina ist inzwischen ein selbstbewußter BAM-Bewohner geworden, zweckmäßig gekleidet und in soliden Stiefeln, in denen sie fest auf dem Boden Sibiriens steht. – An ihrer Hand Mak, der sechsjährige Sohn, geboren als Sibirier. Galinas Aufgabe ist es heute, ihre „Männer" während der Schichtpausen mit heißen Getränken und warmen Mahlzeiten zu versorgen, die sie im Wirtschaftsgebäude der Brigade liebevoll und reichlich („wissen Sie, was ein Forstarbeiter für Appetit hat?") zubereitet. Was hält die „Kasakows", wie sie sich noch immer nennen, was hält Galina eigentlich hier? „Wer hier einmal Wurzeln gefaßt hat", sagen sie einstimmig, „bleibt!"

Nicht nur, weil er gebraucht und seine Arbeit gut honoriert wird, sondern, weil er sich inzwischen hier fürs Leben eingerichtet hat. Die Partei- und Staatsorgane des Gebietes Irkutsk haben rechtzeitig eine Berufsorientierung gegeben, lange bevor die BAM fertig war. Jeder Arbeiter, Techniker, Ingenieur wußte, in welchem volkswirtschaftlichen Bereich er künftig tätig sein konnte, wo und wie er wohnen wird mit seiner Familie, welche sozialpolitischen Maßnahmen wann durchgeführt, besser: eingeführt werden. Deshalb gibt es in dieser Region so gut wie keine Fluktuation.

Andere Sorgen gibt es dafür zur Genüge, erklärt Parteisekretär Pantschukow. Der Alltag macht deutlich, daß die BAM als Eisenbahnmagistrale nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck ist. „Wir halten damit den Schlüssel zu den gewaltigen Naturschätzen in der Hand. Jetzt brauchen wir jedoch moderne Produktionsstätten und qualifizierte Fachleute in großer Zahl, brauchen wir Siedlungen und Städte, die sich deutlich zu unterscheiden haben von den romantischen Blockhütten der Pionierzeit, in denen die Infrastruktur stimmt." Das verlangt funktionierende Dienstleistungseinrichtungen, Krankenhäuser und Speiserestaurants, Sinfoniekonzerte und Sportattraktionen, Bibliotheken und innerstädtischen Verkehr. „All das muß schneller als bisher entwickelt und eingerichtet werden, überall dort, wo an der 3200 Kilometer langen BAM neue Produktionskomplexe entstehen."

Es ist kein Geheimnis, daß im Irkutsker Gebiet die Erde alles an Bodenschätzen bietet, was gut, teuer und selten ist – die ganze Mendelejewsche Tabelle. Hier befinden sich die größten Koch- und Kalisalzvorkommen der Erde, gezählt nach Trillionen Tonnen. Hier beginnt Ende des 12. Fünfjahrplanes in weiteren Aufschlußgebieten die Erdölförderung, die chemische Industrie wird ihrer Kapazität nach um das Dreifache wachsen – vor allem durch Maßnahmen der Intensivierung. Dies darf jedoch nur geschehen bei größtmöglichem Schutz der natürlichen Umwelt. Ein modernes Rechenzentrum hat den Auftrag, ökologische Dokumentationen und Berechnungen für jedes Industrieprojekt vorzunehmen, seinen optimalen Standort ermitteln zu helfen, Ökonomie und Ökologie möglichst harmonisch in Einklang zu bringen.

Arbeit in Hülle und Fülle. Deshalb rollen auf dem Schienenstrang des Jahrhunderts nicht nur Züge, beladen mit Hölzern, Erzen, Kohle und Ausrüstungen für die Betriebe, sondern reisen auch immer mehr Ökonomen, Städteplaner, Industrieprojektanten, Metallurgen, Soziologen – Fachleute vieler Professionen. Sie reisen bequem – mit 90 Stundenkilometern. Und während man durch eine der aufregendsten Regionen fährt, die unser Globus zu bieten hat – bis vor kurzem noch alleinige Domäne von Wolf, Bär und Elch – wird heißer Tee zu sibirischen Pelmeni serviert...

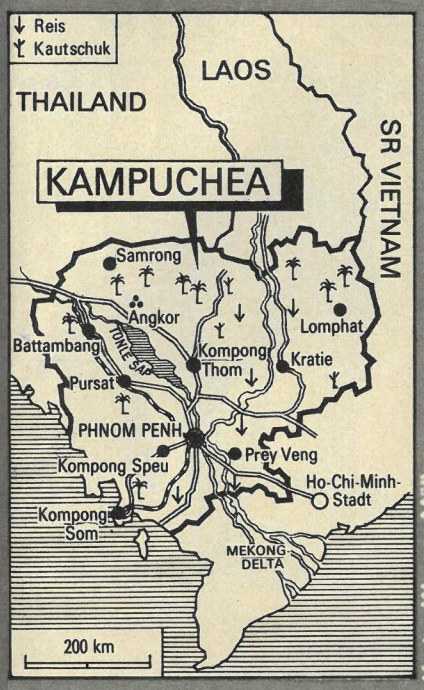
Links: Sonntagsspaziergang der Kasakows auf den von ihnen verlegten Gleisen. Unten: Blick vom Hubschrauber auf die BAM-Siedlung Swjosdny am Kilometer 64.

Iwan Pantschukow, 1. Sekretär des Stadtkomitees der KPdSU Ust-Kut.

Zusatzfoto: APN

Reis und Lotos unter Zuckerpalmen

Wie riesige Rasierpinsel ragen die Zuckerpalmen oft kirchturmhoch in den wunderschön blauen Tropenhimmel. Die Sonne steht im Zenit, die Palmwedel spenden keinen Schatten für die schwitzenden Bauern und ihre zähen Zugtiere, die den wadentiefen Schlamm der Felder für die nächste Reisaussaat vorbereiten. Der Anbau dieses wichtigen Nahrungsmittels kostet in Kampuchea – wie auch in allen anderen Ländern Südostasiens – nicht geringe Mühe. Doch die Anstrengungen des letzten Jahres haben sich gelohnt. Trotz Hochwasser war die Ernte gut – nicht nur an Reis, sondern auch an Maniok, den stärkehaltigen Wurzelknollen, an Mais, Gemüse, Zuckersaft, Lotoskernen, Bananen und anderen Früchten. Es reichte für den eigenen Bedarf, und ein Teil konnte auf die Märkte in den Städten gebracht werden. Aus dem Dorf Kandal in der Volksrepublik Kampuchea berichten unsere Mitarbeiter Horst Szeponik (Text) und Alfred Paszkowiak (Fotos)



Karte: Werner Müller

LAND AM MEKONG
Territorium: 181 036 km²; etwa 1,7mal so groß wie die DDR.
Bevölkerung: Es wird geschätzt, daß während des Pol-Pot-Regimes 3 Millionen Menschen umkamen. Gegenwärtig leben 7,3 Millionen Einwohner in Kampuchea.

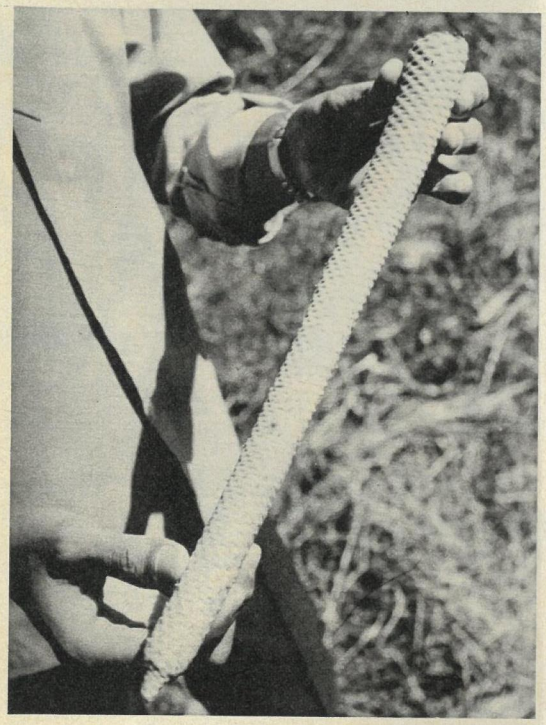
FW 10/86

Reis und Lotos unter Zuckerpalmen

Auf der Fahrt von der Hauptstadt Phnom Penh nach Kompong Speu: Mädchen und Jungen befestigen mit Erdreich den Weg zu ihrer Schule. Mit diesem verblüffend einfachen Fahrzeug begeben sich Bewohner eines Dorfes zum Markt.

Alltag nach Regenperiode und Reisernte:
Frauen schleudern die von der Sonne getrockneten Körner immer wieder hoch, damit sie der leicht fächelnde Wind von der Spreu säubert. Das Getreide ist noch nicht in die Speicher gebracht, da bereiten schon jetzt in der Trockenzeit die Bauern mit ihren Ochsengespannen die Felder für die neue Saat vor. Die Sonne brennt immer unbarmherziger vom Himmel. Seit Tagesanbruch beackern die Männer den Boden. Nach Stunden schwerer Arbeit werden sie sich mit ihren Familien in die luftigen, für die Ebene so typischen Pfahlhäuser zurückziehen und eine wohlverdiente Mittagspause einlegen, bevor sie ihr Tagwerk fortsetzen.

FW 10/86



Reis und Lotos unter Zuckerpalmen

Die Pfahlhäuser, umgeben von Zuckerpalmen, großblättrigen Bananenstauden, Flamboyants mit scharlachroten und orangegelben Blüten in verschwenderischer Fülle und ebenso farbenprächtigen Hibiskussträuchern, liegen an diesem späten Vormittag verlassen da.

Die Trockenzeit hat begonnen. Keine dunklen Monsunwolken verhängen vom Dezember bis April den Himmel, der nun seine Schleusen geschlossen hat. Nur Sonne und ein traumhaft blaues Firmament, das sich über uns wölbt. Doch wir Mitteleuropäer, denen der Schweiß bei Temperaturen von etwa 35 Grad Celsius im Schatten kaum einen Faden des Hemdes trocken läßt, sehnen Wolken herbei. Umsonst.

Auf einem Dorfweg sind Strohmatten ausgebreitet, darauf liegen goldgelbe Reiskörner zum Trocknen. Frauen wirbeln in flachen Körben das Getreide in die Luft. Sein glänzendes Weiß bekommt der Reis erst nach dem Stampfen im Mörser oder dem Schälen in der Reismühle. Wir fragen, wo die Männer sind. Die Frauen weisen uns mit der Hand die Richtung. Inzwischen hat sich um uns eine Gruppe von Kindern gesammelt. Lachende Gesichter mit braunen Mandelaugen strahlen uns an. Wir brauchen keinen Wegweiser, die Mädchen und Jungen begleiten uns zu ihren Vätern.

Hartes Brot

Ein langgestreckter, etwa sieben Meter breiter Graben versperrt uns den direkten Weg zum Reisfeld, wo die Männer mit Ochsengespannen ihre Runden im fruchtbaren Schlammfeld drehen. Während sich die Jungen ins Wasser stürzen und mit wenigen Schwimmstößen das Hindernis überwinden, nehmen wir schweißgebadet den mehrere hundert Meter langen Umweg auf uns.

Tep Mean, Mitglied des Revolutionären Volkskomitees der Provinz Kompong Speu, hat uns zu dem Dorf Kandal gebracht, das rund fünfzig Kilometer von der Hauptstadt Phnom Penh entfernt ist. Dort leben achtzig Familien, zu denen 177 Kinder gehören. Sie pflanzen auf 48 Hektar das Hauptnahrungsmittel Reis, außerdem Maniok und Mais.

Kandal ist eins von 1246 Dörfern in der Provinz Kompong Speu, die sich westlich von Phnom Penh über mehr als 7000 Quadratkilometer – das entspricht der Fläche des Bezirkes Frankfurt/Oder – erstreckt. Unter den 380 000 Einwohnern gibt es fast 210 000 Frauen. Dieses ungünstige Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist ein Erbe des Pol-Pot-Regimes, das während seiner Schreckensherrschaft von 1975 bis 1979 – sie dauerte genau drei Jahre, acht Monate und zwanzig Tage – vor allem die männliche Bevölkerung dezimierte. Mit Zwangsarbeit und Hungerrationen, mit Folter und Mord. Diesem Terror fielen in der Provinz Kompong Speu mehr als 127 000 Menschen zum Opfer.

Das Regime ließ von Männern, oft nur mit bloßen Händen, tiefe Gräben ausheben, die das traditionelle Bewässerungssystem nachhaltig ruinierten. Das für den Reis so lebenswichtige Naß blieb danach nicht mehr auf den Feldern, und viele Reispflanzen verdorrten. Im Gegensatz zum benachbarten Vietnam, wo es ein von den Flüssen gespeistes, ausgedehntes Irrigationssystem gibt, existieren in Kampuchea in weiten Teilen der Tiefebene nur Reservoirs, in denen die ergiebigen Niederschläge der Monsunzeit aufgefangen werden.

Wir sind bei den Männern mit den Ochsengespannen angelangt. Die Sonne ist noch höher geklettert, und die Bauern schützen ihre bereits dunkelbraunen Gesichter mit turbanartigen Kopfbedeckungen.

Reis ist ein hartes Brot. Die wichtigste Getreideart, die gleichzeitig Hauptnahrungsmittel ist, gedeiht nur nach intensiver Bearbeitung. Um einen Hektar schlammiges Feld zu pflügen, benötigt ein Gespann bis zu zwölf Tagen. Dann verlangen Düngung, Aussaat, Pflege und Ernte noch einen immens großen Aufwand. Archaische Arbeitsweise herrscht vor, Technik spielt gegenwärtig noch kaum eine Rolle. Dabei könnten dank des Klimas und fruchtbaren Bodens bei entsprechender Bewässerung und besseren Arbeitsmethoden oft zwei bis drei Ernten eingebracht werden.

Der süße Baum

In dem Dorf Kandal haben sich 80 Familien zu vier Gruppen der Solidarität (Krom Samaki) zusammengeschlossen. Mit ihren insgesamt 54 Ochsen helfen sie sich gegenseitig beim Bestellen der Felder und bei der Ernte. Es ist eine Form der Genossenschaft, aber niemand nennt sie so, denn während der Pol-Pot-Herrschaft wurde die kollektive Arbeit durch Willkür und Zwang diskreditiert.

Regierung und die Revolutionäre Volkspartei Kampucheas stärken die Samaki-Gruppen in diesem Land Südostasiens, das die Grundlagen für den Aufbau des Sozialismus schaffen will. Denn nur gemeinsame Arbeit kann die notwendigen Voraussetzungen zur Bewässerung und für eine intensive Bearbeitung des Bodens schaffen. Wenn man Kampuchea auf der Landkarte betrachtet, so gleicht es einer Schüssel – bei entsprechenden Bedingungen kann es eine reich gefüllte Reisschüssel sein, die nicht nur seine Bewohner ernährt, stellten international bekannte Landwirtschaftsexperten fest.

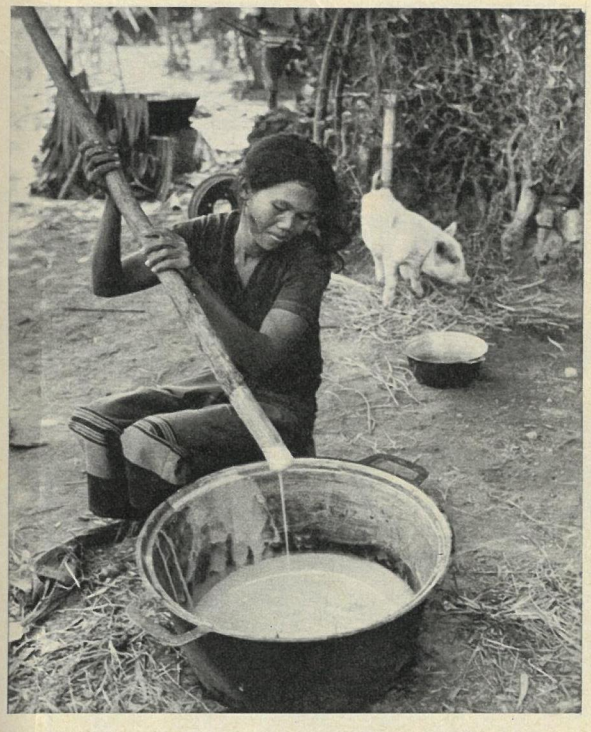
Umschwirrt von den Kindern, kehren wir in der Mittagsglut in das Dorf zurück. Vor uns breitet sich die charakteristische Landschaft der kampucheanischen Tiefebene: So weit das Auge reicht, recken sich Zuckerpalmen kerzengerade empor, sie stehen einzeln und in Hainen.

Es gibt Zucker aus Rüben und Rohr, doch Süßes aus dem Baum ist in unseren Breiten nicht so sehr bekannt. Thmar Pok, ein etwa 35jähriger Bauer aus Kandal, hängt sich mehrere Bambusgefäße in seinen Gürtel und klettert in die Krone der Palme. Er will den Gästen demonstrieren, wie die Ernte des süßen Baumes eingebracht wird. Ein Stiel des Fruchtstandes wird mit einem Messer angeritzt, und eine helle Flüssigkeit rinnt in die darunter gehängten Behälter.

Was mit dem süßen Saft geschieht, führt uns seine Frau vor. Auf einer aus Lehm geformten Feuerstelle köchelt bereits stundenlang die aus der Zuckerpalme, auch Palmyrapalme oder wissenschaftlich Borassus flabillifer bezeichnet, gewonnene Flüssigkeit. Sie wird eingedickt zu einem karamelfarbenen Sirup, der in Behälter abgefüllt wird, oder auch in kristallisierter Form, in Stücke geteilt, selbst verwertet oder verkauft wird.

Es heißt, daß sich aus dem Ertrag eines Baumes jährlich bis zu 25 Kilogramm Rohrzucker herstellen lassen. Thmar Pok nutzt die um sein Anwesen stehenden Zuckerpalmen vor allem für seinen eigenen Bedarf. Etwa ein Fünftel seiner Ernte gelangt kristallisiert und in Streifen geschnitten auf den Markt – ein kleiner Nebenverdienst für die Familie. Insgesamt gibt es mehr als anderthalb Millionen Zuckerpalmen im Lande, die auch in Plantagenwirtschaft genutzt werden.

Doch der süße Baum, der seit langen Zeiten dem Menschen dient,



Extravorführung für die Journalisten: Ein Bauer erklimmt in der Mittagshitze eine Zuckerpalme. In ihrem Wipfel zapft er den Blütenstand an, damit der Saft in die mitgebrachten Gefäße tropft. Für die Gäste bringt er einen fast einen halben Meter langen Stiel von seiner Kletterpartie mit. Keine Einlage für die Reporter: Die von der Frau des Bauern zu Sirup eingedickte Masse kocht und dampft bereits seit vielen Stunden in dem Bottich auf dem Lehmofen.

bietet mehr Nützliches. Als man in Kampuchea noch kein Papier kannte, schrieb man auf Blättern der Borassuspalme, besser gesagt, man ritzte die Schriftzeichen mit einem spitzen Messer ein. Die einzelnen Blätter wurden an zwei Stellen durchlocht, dann zog man Fäden durch und befestigte den Band mit zwei Holzstäbchen. Doch der Zuckersaft hat noch einen anderen Verwendungszweck, auch geistiger Art. Durch Vergärung wird aus der Flüssigkeit ein Palmenwein erzeugt. Es darf noch hinzugefügt werden, daß die Stämme der Zuckerpalme für den Hausbau verwendet werden.

Schönste aller Blumen

Die grüne, mit exotischen Blüten geschmückte Dorfidylle trügt. Die Einwohner von Kandal mühen sich um den täglichen Reis. In der Kreisstadt Samrong Tong werden wir Augenzeugen, wie Landwirtschaftsexperten den Bauern Rat für eine bessere Bearbeitung des Bodens geben. Es ist gelungen, die Versorgung der Menschen mit den wichtigsten Grundnahrungsmitteln aus eigenem Aufkommen zu sichern. Sieben Jahre nach dem Sturz der mörderischen Pol-Pot-Clique zeichnet sich ein beachtlicher Aufschwung ab. Neben einer Reisernte von rund zwei Millionen Tonnen sind die Bestände an Rindern wieder auf mehr als zwei Millionen Stück angestiegen; es gibt mehr als eine Million Schweine, rund 6,3 Millionen Stück Geflügel – und vor allem Fisch.

Auch die Bauern in Kandal spüren, daß es aufwärts geht. Während die Mütter das Mittagsmahl vorbereiten, kehren die Kinder, Plastikmappen unter den Arm geklemmt, von der Schule heim. Alle Kinder im lernfähigen Alter erhalten in Kandal wieder Unterricht. Mehr als 40 000 Lehrer unterrichten heute in der Volksrepublik Kampuchea über 1,8 Millionen Schüler.

Thmar Pok und andere Bauern aus der Gruppe Solidarität verabschieden uns. Wieder laufen die Kinder voraus. Der kleine Kham springt mit seinen Freunden in einen Teich, wo Lotosblumen rot, lachsfarben und weiß blühen. Sie bringen uns die überall im Fernen Osten gerühmten Blüten. Ein ostasiatischer Philosoph bekannte: „Ich allein verehre vor allem die Lotosblume, denn sie wächst in strahlender Reinheit aus schlammigem Grund und beschmutzt sich nicht. Sie spiegelt ihre Schönheit in den klaren Fluten und kennt doch weder Dünkel noch Eitelkeit. Ihre Haltung ist aufrecht und frei und ebenso ist ihr Herz. Sie verästelt und verstrickt sich nicht, und ihr Duft wird nur um so zarter und reiner, je weiter ihn der Wind trägt."

Ein bewegender Abschied aus dem Dorf Kandal, wo die Bewohner gemeinsam, in Gruppen der Solidarität, für ein besseres, menschenwürdigeres Leben arbeiten.

Im nächsten Heft:

Wer ist die Kachel?

Eine waschechte Berliner Arbeiterin, seit 36 Jahren im KWO, Volkskammerabgeordnete. Sie nimmt kein Blatt vor den Mund, ob sie mit englischen Lords, einem Minister oder ihrem Generaldirektor redet.

Völkerschaften

Innerhalb der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" lernen Sie diesmal die Abasiner kennen, beheimatet im Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen.

König Dodon packt die Koffer

FW-Reporter sahen sich im berühmten Warschauer „Teatr Wielki" um, das sich auf ein Gastspiel zu den „Tagen der Kultur der Volksrepublik Polen in der DDR" vorbereitet, und trafen den jüngsten Baß der Nationaloper, Marek Wojciechowski, der König Dodon im „Goldenen Hahn" singen wird.

Foto: L. Willmann

Belustigung und Belehrung

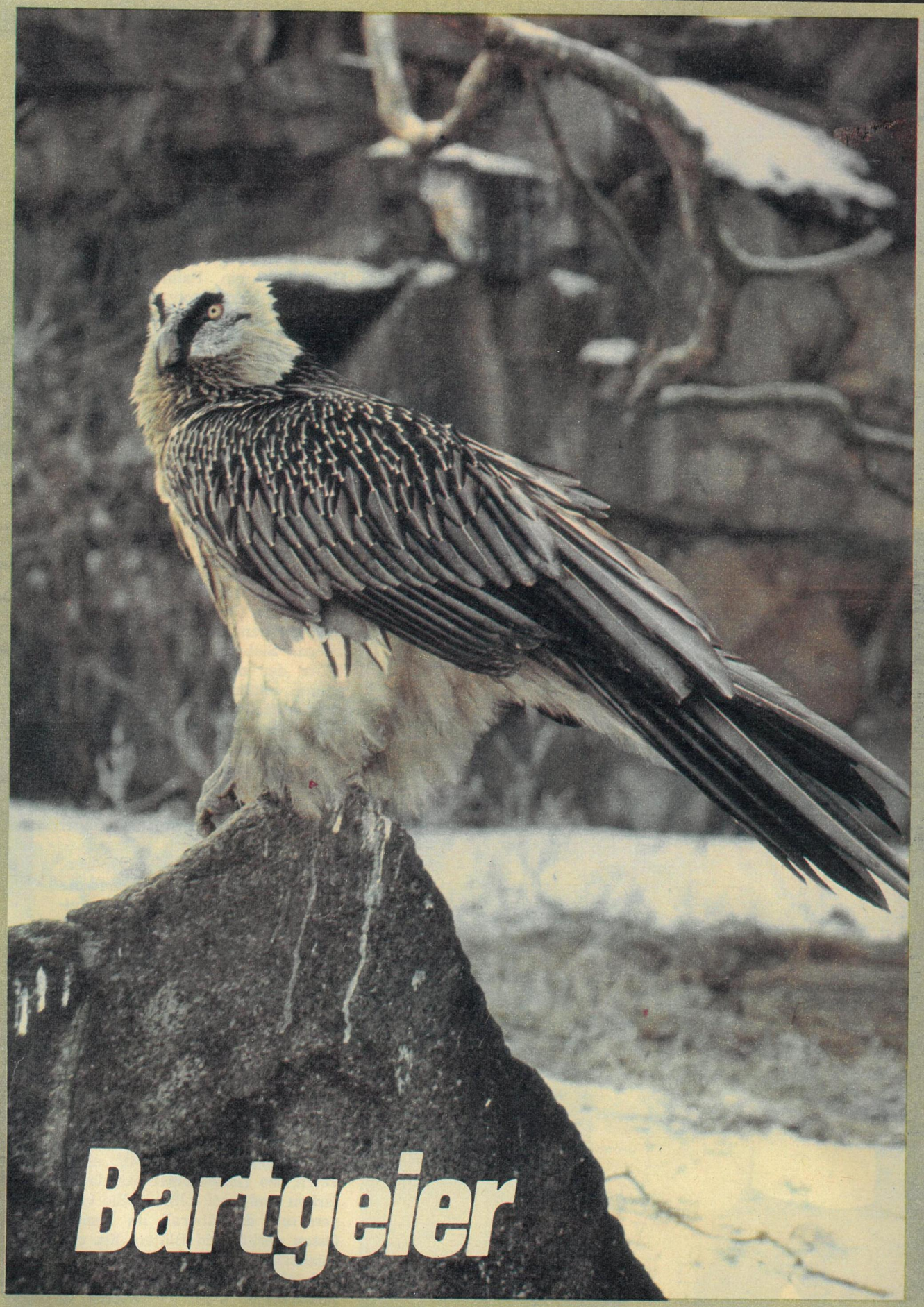
Amüsant und bunt wie ein Jahrmarkt, mitteilsam wie eine Zeitung – der Volksbilderbogen gehört zur Kulturgeschichte vieler Völker. Seine russische Form heißt Lubok.

Reproduktion: P. Kalbe

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

GREIFVÖGEL der Sowjetunion — 7



Bartgeier

Der Name täuscht; kaum jemand hält diesen stattlichen Greifvogel für einen Geier, da er eher einem großen Adler gleicht. Obwohl ein echter Altweltgeier, lebt er doch anders als seine übrige Verwandtschaft: der Bartgeier ist ein besonders angepaßter Aasfresser. Die Reste von toten Tieren, die von der Geiermahlzeit übrigbleiben, und das ist nicht mehr als das Skelett, bilden seine Hauptnahrung. Die Schnabelöffnung reicht bis hinter das Auge, dadurch ist er in der Lage, selbst Rippenstücke mit einer Länge von mehr als 30 cm mühelos im Ganzen abzuschlukken. Die löffelförmige Zunge dient vor allem zum Hervorholen des Knochenmarks aus Röhrenknochen, der Drüsenmagen sondert große Mengen scharfen Magensaftes ab, der Knochensubstanz völlig zersetzt. Mit den sehr gut greifenden Füßen schleppt er die stärksten Knochenstücke in die Höhe und läßt sie auf ein ausgewähltes Felsplateau fallen, wo er die zerschellten Teile anschließend aufsammelt. An solchen „Knochenschmieden" findet man nicht selten auch die zerborstenen Panzer herabgeworfener Schildkröten.
Nirgendwo in seinem Verbreitungsgebiet ist der Bartgeier häufig. Als hervorragender Thermikflieger mit den besonders langen Flügeln und dem typischen, keilförmigen Schwanz sucht er ausgedehnte Reviere ab. Den Standort des in steiler Felswand angelegten Horstes bemerkt man schon von weitem durch seinen beißend scharfen Geruch. Die Umgebung ist mit weißem Knochenkot und Teilen von Kadavern bedeckt. Im zeitigen Frühjahr legen die Bartgeier jeweils zwei weißbraun marmorierte Eier. Jedoch wird immer nur ein

Jungvogel groß. Das stärkste Jungtier, meist einige Tage älter, attackiert das andere solange, bis es zugrunde geht. Ein Verhalten, das Kainismus genannt wird (nach dem biblischen Kain, der seinen Bruder umbrachte). Wo immer möglich, greifen die Ornithologen ein und entnehmen den schwächeren Jungvogel, der – künstlich aufgezogen – später an geeigneter Stelle ausgesetzt wird. Die Zooparks von Moskau und Alma-Ata gehören zu den wenigen tiergärtnerischen Einrichtungen, die seit Jahren diese eindrucksvolle Geierform nachzüchten.

Text: Dr. D. Minnemann, Fotos im Berliner Tierpark, M. Barz, Vignetten: Regine Kempf

IN STICHWORTEN:

Vogeltyp:	**Greifvogel, hochspezialisierter Geier**
Verbreitung:	**Hochgebirge West- und Zentralasiens, vereinzelt noch in Südeuropa**
Merkmale:	**Erhebliche Körpergröße, am Unterschnabel roßhaarartiger „Bocksbart", Augen mit rotem Sklerairing**
Nahrung:	**Aas, bes. Knochen**
Brutbiologie:	**2 weißbraune Eier (Kainismus)**

UNSERE FRAGE:
Welcher der drei einheimischen Greifvögel gehört zu den Zugvögeln? – a) Seeadler – b) Wespenbussard – c) Turmfalke? – Antwort bitte auf Postkarte mit Marke „Greifvögel 7" bis 27. Mai an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Auflösung in Heft 12.
So war es richtig in Heft 8: Steinadler werden über 30 Jahre alt. – Es gewannen: 100,– M – H. Kaltenbach, Trebbin; 75,– M – M. Jahn, Leipzig; je 50,– M – P. Mattmann, Jerichow, I. Kempe, Zernsdorf, K.- H. Göricke, Halle/Saale.